Wie Christus

urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte.

Von

Dr. Julius Baumann,

Ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Göttingen,
Geheimem Regierungsrat.

Stuttgart.
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff.)
1896.

Hofbuchdruckerei Carl Liebich, Stuttgart.

Vorwort.

Die Frage, was von Christus nach moderner Natur- und Geschichtswissenschaft kann festgehalten werden, wird immer dringender. Vielleicht ist die im folgenden Versuch gefundene Formel: „Moralchristen und Wissenschaftsfreunde“ geeignet, die höchste menschliche Verehrung für die ursprünglichste Eigentümlichkeit Christi und die ganze Selbständigkeit moderner Wissenschaft zu vereinen. Die Schrift schließt sich der „Grundfrage der Religion, Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre, 1895“ an, ist aber auch für sich verständlich. Die sicheren Ergebnisse der modernen Natur- und Geisteswissenschaft, einschließlich der Prähistorie, welche in der nachfolgenden Schrift nur von einem besonderen Gesichtspunkt aus kurz zu berühren waren, finden sich ausgeführter in „den grundlegenden Tatsachen zu einer wissenschaftlichen Welt- und Lebensansicht, 1894.“

Inhalt.

Um zu ermitteln, wie Christus urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte, ist es nötig, seine Individualität festzustellen, d. h. seine geistige Eigentümlichkeit, die sich aus seiner Zeit nicht erklären läßt. Diese zeigt sich in dem, worin er von seiner Zeit und den in ihr vorhandenen Überlieferungen augenscheinlich abweicht.

Markus ist der zweifellos älteste der Evangelisten, wenn schon auch ihm wohl eine schriftliche Quelle vorlag. Nach Markus lebt Jesus schon bei und nach seiner Taufe durch Johannes in himmlischen und überirdischen Erscheinungen (I, 10—13). Er verkündet, daß das abschließende Gottesreich da ist, und ruft auf zur Sinnesänderung und zum Glauben an diese frohe Botschaft (I, 15). In seiner Lehre ist er, wie einer, der ursprüngliche Vollmacht hat (I, 22). Er treibt Dämonen aus Besessenen aus mit seinem Wort (23 ff.), er heilt Fieber durch Berührung (30 f.), heilt vielfache Krankheiten (34), betet in der Frühe an einsamem Orte (35), verhehlt mehr seine Wunder und vermahnt bei Wunderheilung eines Aussätzigen diesen, den herkömmlichen Gesetzesgebräuchen nachzukommen (44). Weiter vergiebt er als „Menschensohn" Sünden und thut zum Erweis seiner Berechtigung hierzu ein Heilungswunder (II, 1 ff.). Er ißt mit Zöllnern und Sündern zum Anstoß für Schriftgelehrte und Pharisäer (15), denn er ist gekommen die S ü n d e r zu rufen (17). Seine Jünger fasten nicht, wie die des Johannes und der Pharisäer (18), denn sein Verweilen bei seinen Jüngern soll für diese eine Feststimmung sein (18 ff.). Er ist überhaupt etwas Neues mit neuer Weise auch des Lebens (21, 22). Der Sabbat ist um des Menschen willen, und wer ihm, Jesu, anhängt, verfügt darüber, wie weit er sich von den bez. Gesetzesbestimmungen dispensieren will. Gutes thun an Leib und Seele seinen Mitmenschen, ist die höchste Pflicht, also auch am Sabbat gestattet (III, 3). Er ist mehr für Wirken im Verborgenen (12). Das abschließende Gottesreich predigen, Krankheiten heilen, Dämonen austreiben, ist die Bestimmung seiner nächsten Jünger (13). Von seinen Angehörigen wird er für verrückt erklärt (21), er aber ist sich der Göttlichkeit seines Thuns (nicht im Satansdienst) voll bewußt: wer Gutes wirkt, bei dem muß auch gute Ge-

sinnung vorausgesetzt werden (23 ff.). Auf ihn hören und Gottes Willen thun, heißt mit ihm verwandt sein (33). Seine Lehre wird nach einem Gleichnis sehr ungleich aufgenommen werden: manche hören nur mit äußerem Ohr (Satan nimmt das Wort aus ihren Seelen), manche vertragen nicht Bedrängnis und Verfolgung infolge der Lehre, manche sind ohne Frucht der Lehre wegen der Sorgen des irdischen Weltlaufs und betrogen vom Reichtum und den übrigen Begierden (IV, 3 ff.), aber Frucht wird von denen, welche die Lehre vom Gottesreich aufnehmen, gefordert und zwar große und weit sichtbare (21). Christus gebietet dem tobenden Meer Ruhe (39), hat Macht auch über die schlimmsten Dämonen, die Menschen besessen haben (V, 1 ff.). Was er so thut, ist von Gott (19). Er heilt ein blutflüssiges Weib, wobei er fühlt, daß eine Kraft aus ihm ausgegangen ist (25); er erweckt die kleine Tochter des Jairus, will das aber verborgen gehalten haben (41). Wo ihm kein Glaube entgegen kommt, thut er nicht viel Wunder (VI, 5), wobei erwähnt wird, daß er von Beruf ein Zimmermann war (3). Er schickt die Jünger aus, zu predigen und mit Gewalt über die unreinen Geister und Krankheiten, zugleich mit dem Anspruch auf verpflegende Gastfreundschaft (7 ff). Er speist mit 5 Broten und 2 Fischen dadurch, daß er sie segnet, 5000 Menschen, wonach 12 Körbe voll über waren (41); er zieht sich danach sofort von der Menge auf den Berg zurück zum Gebet (45), wandelt auf dem Meer seinen Jüngern zu (48), die sich bei dem Speisungswunder nichts Absonderliches gedacht hatten (54). Er hat seine Jünger gewöhnt, sich nicht um die jüdischen Reinheitsgebräuche zu kümmern (VII, 7 ff.); denn das sind bloß Menschensatzungen, durch welche dem eigentlichen Gesetz Mosis und Gottes Eintrag geschieht. Vater und Mutter unterstützen geht dem vor, die gleiche Summe etwa an den Tempel zu schenken. Es kommt überdies auf das Innere des Menschen an. Dies Innere wird von Christus als ganz unabhängig vom Äußern gedacht, das Äußere geht nur in den Bauch und wird in den Abort weggeführt. Christi nächste Sendung ist zu Juden, sie sind wie die Kinder Gottes, aber bei bescheidenem und zugleich gläubigem Sinne von Nichtjuden hilft er ihnen auch (24 ff.). Er hält sich im Verborgenen (33) und legt Stillschweigen auf (36). Nochmals hat ein Speisungswunder statt (VIII). Er hält sich im Verborgenen (23), legt Stillschweigen auf (26), läßt sich die Messiasbezeichnung gefallen, will aber nicht davon geredet haben (29 f.) und verkündet den Jüngern (31) des Menschen-

sohnes Leiden und öffentliche Verwerfung, Tod und Auferstehung, ganz offen und deutlich. Gerade dies seien Gottesgedanken über ihn als Messias (33). Ihm als Messias folgen, verlangt daher Verzicht und Kreuz (schmachvollen Tod), aber durch den Tod des Leibes um der frohen Botschaft des Gottesreiches willen rettet man seine Seele. Nur durch Anschluß an ihn ist Rettung im abschließenden Himmelreich. Das sichtbar eintretende Himmelreich wird noch bei Lebzeiten einiger der Umstehenden erscheinen (IX, 1), die Verklärung auf dem Berge ist ein Stück Vorwegerleben dieses abschließenden Himmelreichs: Elias und Moses (beide von Wundern umgebene Gottesmänner) sind die Vorläufer Christi (2 f.). Jesus ist der Lieblingsgottessohn, d. h. alles, was von Gottessohn im A. T. gesagt ist, kommt in bevorzugter Weise ihm zu (7). Auch das soll nach Jesu Willen zunächst verschwiegen werden (9). Den Leidensmessias entnimmt Jesus dem A. T.: was da vom Volk oder von einzelnen Teilen desselben gesagt ist (Knecht Gottes), geht auf ihn persönlich (12). Johannes war Elias (13), wohl ein Vertreter desselben. Zum Wunderthun gehört Glauben des Wunderthäters, daß er in Jesu Namen alles vermag, aber auch von Seiten dessen, der um eine Wunderheilung bittet, wird Glauben gefordert, aber ein stummmachender Geist (tobsüchtige Besessenheit mit Versuch der Selbstzerstörung) weicht nur auf Gebet und Fasten des Wunderthäters (29). Aus dem A. T. hatte sich Jesus entnommen: er ist Menschensohn, wird von den Menschen getötet, steht in 3 Tagen wieder auf, was wohl als Anfang seiner den Weltlauf abschließenden Herrlichkeit gedacht ist (33). Im und zum Himmelreich bestimmen Dienen und bescheidenes Zurücktreten den Rang (33). Der Kleinsten um Christi willen sich annehmen, heißt den Messias und Gottessohn aufnehmen. Der Lohn für das Dienen ist groß im Himmelreich (37). Das bloße sachliche Handeln in Jesu Namen ist schon wie ein persönliches Anhangen an ihn (38). Große Belohnung und furchtbare Bestrafung für geringe Erweisung von Gutem oder Schlimmem an des Messias Anhänger steht in Aussicht (41, 42). Selbstentsagung ist von dem Christen gefordert (Entsagung gegenüber allem, was an Christo irre machen könnte), sonst droht Hölle mit ewiger Qual. Christen sind als Salz der Erde zu den höchsten Anforderungen an sich selbst verpflichtet (43 f.). Die vormosaische Ordnung ist göttlicher als die mosaische (X, 5 f.): daher ist Scheidung nur ein Zugeständnis an jüdische Unverträglichkeit. Scheidung mit nachträglicher Wiederverheiratung ist Ehebruch (wohl

Beispiel zur Selbstentsagung IX Ende). Das Gottesreich muß man aufnehmen wie ein Kind, d. h. einfach es aufnehmen, nicht es besser wissen wollen, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten es machen (13). Nur Gott ist gut, d. h. alles Lob kommt zuletzt Gott zu (18). Die zehn Gebote beobachten von Jugend auf, ist Vorbereitung zum Höchsten; dieses selbst fordert noch, daß man all sein Gut den Bettlern gebe und Christo als Jünger folge bei seiner Verkündung des abschließenden Himmelreichs (18). Reichtum behalten heißt: auf ihn sein Vertrauen setzen, nicht auf Gott (23). Nach der Jünger Meinung sind die Reichen am ehesten in der Lage, die Gebote und das Gesetz zu erfüllen, also in das Himmelreich einzugehen (26); nach Christo ist das nicht der Fall (23). Nach ihm steht Rettung vor der ewigen Strafe allein bei Gott, ist nicht Menschenwerk, auch nicht Menschenmöglichkeit (27), aber auf Gott muß man hoffen, weil bei ihm alles möglich ist (27). Eine sichere Anwartschaft auf Lohn im gegenwärtigen und im kommenden Weltlauf giebt der Anschluß an Christo, aber auch da werden oft Erste Letzte sein und umgekehrt (29). Jesus sagt sein Leiden und seine Auferstehung voraus mit allen Umständen, aber nur den Zwölfen (32 ff.). Teilnehmung an der Herrlichkeit des Messias setzt Teilnahme an Leiden gleich seinen voraus; aber selbst dann steht die spezielle Belohnung in der Vorausbestimmung Gottes (38). Den Christen soll nur Dienen groß machen; Sklave aller sei, wer Erster unter ihnen sein will. Es gilt dafür das Vorbild Christi, der diente und sein Leben hingab für Viele (42). Dafür, daß der Blinde durch den Ruf „Sohn Davids" seinen Glauben bewiesen, wird er durch Jesum sehend. Es folgt die Weissagung von dem Füllen, das die Jünger finden werden (XI, 1), die wirksame Verfluchung des Feigenbaumes, der keine Feigen hatte, zu denen auch noch nicht die Jahreszeit war (13). Der Tempel soll ein Bethaus sein, nicht Gelegenheit zu betrügerischen Geschäften bieten (17). Der vertrocknete Feigenbaum ist Beispiel für die Gewalt des Glaubens an Gott, der, wenn er nicht zweifelt, Berge versetzen und alles erhalten wird. Nur muß beim jedesmaligen Gebet zugleich Vergebung gegen andere Menschen dabei sein, damit Gott zugleich unsere Sünden vergiebt (32 ff.). Jesus setzt entgegen: vom Himmel oder menschliche Erfindung; vom Himmel ist soviel wie Prophet (36). Jesus (XII, 1 ff.) verhält sich zu den Propheten, wie ein Lieblingssohn zu Haussklaven. Er kündigt an, daß das Himmelreich nicht den Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Ältesten gegeben ist; nicht ihr Judentum wird

das von Gott gekrönte Himmelreich sein. Politische Abhängigkeit (17) und wahrhaft Gott dienen sind mit einander verträglich; ihr Judentum war der Idee nach unmittelbar weltliche Gottesherrschaft. Die Schrift (18 ff.) muß man auslegen auf Grund der Allmacht Gottes. Auferstehung giebt es, sie wird sein Leben gleich den Engeln. Gott ist ein Gott der Lebenden, also sind Abraham, Isaak und Jakob, bei denen sich Gott als ihren Gott bekannt hat, lebendig. Die Einheit Gottes (39 ff.) ist ein Gebot und die völlige Liebe zu ihm (mit Herz, Seele, Verstand, Kraft); das zweite, diesem gleiche Gebot ist, den Nächsten zu lieben gleich sich selbst. Jesus billigt, daß beide über Opfer gestellt werden, nennt diese Auffassung dem Himmelreich nahe, d. h. dem Zustand, wie es sein wird, wenn Gott sich wunderbar auf Erden enthüllt. Der Messias (35) ist, trotzdem er Sohn Davids ist, zugleich Davids Herr. Der Frömmigkeitslehrer (38) darf nicht menschliche Auszeichnungen suchen. Wer (43) zu gottesdienstlichen Zwecken aus seiner Armut giebt, was er hat, giebt mehr als der Reiche, der seine Gabe nicht entbehrt. XIII, 1 ff. weissagt Jesus den Untergang des Tempels, das Auftreten Vieler als wiederkehrender Messias, Gerichtsverhandlungen gegen Christen vor Juden, Prokonsuln und Königen. Vor Gericht (11) wird der hl. Geist aus den Christen reden, nicht sie selbst. Geweissagt wird (14) Aufstellung eines Götzenbildes im Tempel zu Jerusalem, dann sollen die Christen fliehen in Judäa in die Berge. Weissagung (22) von falschen Messiassen. Um gerettet zu werden, kommt es auf die Auserwählung (durch Gott) an (20, 22). Der Menschensohn (26) wird auf den Wolken kommen mit Macht und Herrlichkeit mit seinen Engeln, um die Auserwählten von den vier Weltgegenden her zu sammeln. Noch vor Ablauf (30) der gegenwärtigen Generation wird all dies geschehen. Jesu Wort ist unvergänglicher als Himmel und Erde. Nur Tag und Stunde weiß auch der Menschensohn nicht, sondern nur der Vater; daher wird zur steten Erwartung und Wachsamkeit aufgefordert. Die Jünger und Jesu (XIV, 5) pflegten Überschüsse über die Lebensnotdurft an die Bettler zu geben, Bettler (7) werden (bis zum kommenden Himmelreich) immer sein. Jesus sieht (8) in der Ausschüttung der Narde eine Vorbedeutung seines Begräbnisses, weissagt eine Ortsgelegenheit zum Passahmal (13), den Verrat (18). Alles ist im Alten Testament vorhergeschrieben (21), trotzdem hat Verantwortlichkeit (bei Judas) statt. Jesu Tod (24) macht ein neues Verhältnis der Menschen zu Gott statt des alttestamentlichen. Im ab-

schließenden Himmelreich (25) wird Jesus mit seinen Jüngern neuen Wein, d. h. andere Speise genießen. Er weissagt das Zusammentreffen mit ihm (28) als Auferstandenem in Galiläa, den Verrat des Petrus (30). Es konnte (nach dem Gebet in Gethsemane) das Himmelreich mit Jesu kommen ohne sein Leiden, aber Jesus giebt sich in den Willen Gottes, wie er in der Schrift vorliegt. Geist und Fleisch stellt er in schärfsten Gegensatz: jener ist willig zu Gottes Wort, dieses schwach (38), aber die Schrift soll erfüllt werden (49). Vor dem Hohenpriester bekennt sich Jesus als abschließenden Messias (62). Er betet am Kreuz den Psalm, es ist das ein Teil seines Leidens zur Herrlichkeit (XV, 34). Der Hauptmann sieht in dem raschen, mit einem lauten Ausruf eintretenden Tod Jesu eine besondere Gnade Gottes (39); auch Pilatus wundert sich, daß Jesus schon gestorben ist (44). Den Frauen erscheinen (XVI) am leeren Grab Jesu Engel und weisen sie nach Galiläa, dort den Auferstandenen zu treffen. Selbst erscheint (9) der Auferstandene (in Galiläa) der Maria Magdalena, einer früher von Dämonen Besessenen. In fremder Gestalt erscheint (12) der Auferstandene zweien Jüngern nach der Erzählung der Frauen. Er erscheint (14) den Elfen bei einem gemeinsamen Mahl, scheltend ihren bisherigen Unglauben. Der neue Bund ist (15), daß das kommende abschließende Himmelreich allen (nicht bloß Juden) verkündet wird, und daß der Glaube an dasselbe rettet vor dem bevorstehenden Gericht. Seitdem (19) erscheint Jesus nicht mehr, sondern ist im Himmel bei Gott und ihm der nächste an Macht, erweisend seine Hilfe durch die Wunder der Apostel und Gläubigen.

Was ist nun von alle dem aus der Zeit aufgenommen, und was ist Jesu ganz eigentümlich? Aus Josephus Geschichte des jüdischen Volkes von der ältesten Zeit an (Archäologie), die 93 oder 94 nach Chr. herausgegeben ist, und aus dessen Geschichte des jüdischen Krieges, zwischen 75—79 verfaßt, lernen wir, was um die Zeit Christi von Ansichten und Auffassungen allgemein verbreitet war bei den Juden. Danach war es bei den Juden nichts Unerhörtes, von Überirdischem umgeben zu sein. Von dem Hohenpriester Hyrkanus wurde nach Arch. XIII, 10, 3 erzählt, daß an dem Tage, an welchem seine Söhne mit dem Kyzikener kämpften, er als Hohepriester im Tempel allein räuchernd eine Stimme hörte, seine Söhne hätten eben den Antiochus besiegt, und daß er, aus dem Tempel heraus

gekommen, dies dem ganzen Volk mitteilte, und daß es wirklich geschehen war. Daß die Zukunft vorausgesagt wurde, war nicht selten. Nach Arch. XIII, 11, 2 hatte ein Essener, Judas mit Namen, niemals sich geirrt in dem, was er voraussagte, und hatte Gefährten und Bekannte um sich, bei ihm zu lernen die Zukunft vorauszusagen. Nach XV, 1, 1 hatte Sameas die Herrschaft Herodes des Großen vorausgesagt. Nach XV, 10, 5 hatte Manahem, ein Essener, von Gott das Vorherwissen der Zukunft, er hatte demselben Herodes als Schulknaben die Königsherrschaft vorausgesagt und auch seine Unglücksfälle wegen Vergessens der Frömmigkeit und Gerechtigkeit am Ende seines Lebens. Josephus fügt hinzu, daß viele solche bei den Juden infolge ihrer sittlichen Trefflichkeit der Kunde des Göttlichen gewürdigt würden. Gebetserhörungen in Bezug auf Naturwirkungen werden mehrfach berichtet. XIV, 2, 1 wird ein Onias erwähnt als ein gerechter und gottgeliebter Mann, der bei einstigem Ausbleiben des Regens zu Gott betete, die Trockenheit zu lösen, und Gott hörte auf ihn und ließ regnen. Später verlangte man von ihm seitens des jüdischen Heeres, den Aristobul und seine Anhänger zu verfluchen. Ein solcher wirksamer Fluch wird berichtet XIV, 2, 2: die Priester, betrogen gegenüber dem Vertrag, beteten zu Gott, er möge Strafe von den Volksgenossen einfordern; dieser schob die Strafe nicht auf, sondern sandte einen großen und heftigen Wind und verdarb durch denselben die Frucht des ganzen Landes, so daß man den Scheffel Weizen mit 11 Drachmen bezahlen mußte. Dämonenaustreibungen und wunderbare Krankenheilungen waren eine altüberlieferte Kunst bei den Juden. Derselbe Josephus berichtet VIII, 2, 5: „es gewährte Gott dem Salomo auch die Kunst gegen die Dämonen zum Nutzen und zur Heilung für die Menschen und er stellte Beschwörungen zusammen, durch welche die Krankheiten gesänftigt werden, und hinterließ Arten und Weisen von Beschwörungen, mit denen man die Dämonen bindet und verjagt, daß sie nicht wiederkehren, und diese Heilung ist bei uns bis auf den heutigen Tag sehr kräftig.“ Josephus erwähnt dabei eines Falles in Gegenwart Vespasians durch einen Juden Eleazar. Das Vertrauen auf Gott ist nach Josephus Hauptstück der Frömmigkeit: Nimrod und seinen Genossen wird nachgesagt Arch. I, 4, 2, daß sie nicht glaubten infolge der Güte Gottes die Güter zu haben, sondern gemeint hätten, ihre eigene Kraft sei Ursache ihres Wohlstandes. Dagegen richtete Abraham (I, 7, 1) die Überzeugung auf, daß Gott als Werkmeister

der Welt auch allein für alle wohlthätigen Einrichtungen in derselben Ehre und Dank gebühre. Durch seine Fürsorge leben alle, denen er freundlich gesinnt ist (I, 13, 7). Gott ist allein im stande, den Menschen Fülle von dem zu geben, was ihnen fehlt, und das, was sie haben, denen, die darauf bauen, zu nehmen (I, 13, 3). Es ist dies Grundgefühl, welches sich bei Christo wohl ausspricht in dem Worte, niemand sei gut als Gott allein, auf ihn geht alles Gute letztlich allein zurück, und wo er den Reichen das Vertrauen auf ihren Reichtum vorwirft. Dieses Gottvertrauen bewährt sich nach Josephus gerade in Unglück und Not: so machte es Gott bei Joseph in Ägypten (Arch. II, 1, 2), daß er gerade aus dem, was ihm schmerzlich dünkte, das Übermaß des Guten gewährte, und es wird (II, 15, 5) gerühmt, daß nicht in kleinen Dingen das göttliche Wesen seinen Beistand (Bundesgenossenschaft) denen giebt, denen er wohlgesinnt ist, sondern in solchen Lagen, wo man menschliche Hoffnung zum Besseren nicht vorhanden sieht. Und es heißt ganz im Sinne Christi (II, 13, 1): sie waren über den ganzen Verlauf freudiger Hoffnung in der Überzeugung, daß Gott für ihre Sicherheit vorsorge. Frömmigkeit führt zum Sieg bei menschlicher Weise unzureichenden Mitteln: so erklärt XII, 7, 1 Judas Makkabäus, nicht in der Menge liege der Sieg über die Feinde, sondern in der Frömmigkeit gegen das göttliche Wesen; dafür hätten sie als deutlichstes Beispiel die Vorfahren, welche wegen ihrer Gerechtigkeit und weil sie für ihre eigenen Gesetze und Kinder gekämpft, oft viele Zehntausende überwunden hätten. Zur vollen Frömmigkeit gehört sogar, mit Verzicht auf menschliche Mittel sein Vertrauen bloß auf Gott zu setzen. Josephus erzählt in seiner Lebensbeschreibung (56), welche nach Niese nicht von der Archäologie zeitlich zu trennen ist, daß ein Jude seinen hadernden Volksgenossen vorschlägt, unter allgemeinem Fasten an einem bestimmten Ort ohne Waffen sich einzufinden, um es Gott offenkundig zu machen, daß sie alle Waffen für nutzlos halten, wenn sie nicht der Hilfe von ihm teilhaft werden. Josephus bemerkt, dies habe jener in dem Falle nicht aus Frömmigkeit vorgeschlagen, sondern um Josephus und die Seinen unbewaffnet vorzufinden, daß er aber notgedrungen sich dem Vorschlag fügte, damit es nicht den Anschein habe, als verachte er das Vertrauen in die Frömmigkeit. — Auch die Art, wie Christus das Alte Testament auslegt, stimmt mit der damals üblichen, welche Josephus Arch. Vorrede 4 so beschreibt: der Gesetzgeber habe manches bloß angedeutet (αἰνιττομένου), manches feierlich

in bildlichen Ausdrücken vorgeführt (ἀλληγοροῦντος), was aber geradeswegs zu sagen nützlich war, das habe er offen ausgesprochen. Christus selbst ist in gleicher Weise bei seiner eigenen Lehre verfahren. Selbst daß Christus entrückt gedacht wird nach Tod und Auferstehung, war eine in Bezug auf fromme Personen überlieferte Annahme. Josephus berichtet Arch. I, 3, 4, daß Enoch, nachdem er 365 Jahre gelebt, zu dem göttlichen Wesen sich zurückgezogen habe; darum sei auch sein Ende nicht berichtet. Selbst daß Jesus vor seinem Auftreten zu Johannes dem Täufer geht, hat in Josephus Leben (Anfang) eine Entsprechung. Dieser, aus priesterlichem Geschlecht, macht als Jüngling die 3 Sekten (Pharisäer, Sadducäer, Essener) durch, begiebt sich außerdem 3 Jahre zu einem Manne in der Wüste, dessen Kleider aus Baumrinde waren, der nur Nahrung genoß, die von selbst wuchs und sich Tags und Nachts oft kalt abwusch zur Reinheit (ἁγνείαν, wohl um von geschlechtlichen Trieben frei zu bleiben). Mit 19 Jahren schloß er sich dann der Sekte der Phärisäer in seiner öffentlichen Laufbahn an; er vergleicht diese Sekte mit den Stoikern (wohl weil nach ihnen alles nach göttlichem Ratschluß geschah, doch aber der Mensch verantwortlich war, die gesetzliche moralische Lebensführung Hauptsache war und die Naturauffassung durch und durch als zweckvoll gedacht wurde). Da Jesu Leben in die Zeit nach Herodes d. Gr. fällt, so ist für die allgemeinen Zustände der Zeit die Darstellung bemerkenswert, welche die Juden nach dem Tode desselben vor Augustus geben (Jüdischer Krieg II, 6, 2), als es sich um die Nachfolge von dessen Söhnen handelte: durch seine gesetzwidrige Tyrannei habe er die eigenen Städte verstümmelt, die fremder Völker geschmückt, habe das Blut Judäas auswärtigen Volksgemeinden zum Geschenk gemacht; an Stelle des früheren Wohlstandes und der von den Vätern überkommenen Gesetze habe er so das Land mit Armut und gesetzwidrigem Wesen erfüllt. Da seine Söhne sich ähnlich anlassen, bitten sie, das Land mit Syrien zu vereinigen und unter eigenen Beamten verwalten zu lassen. So werde sich zeigen, daß die, welche jetzt als aufrührerisch und feindlich verleumdet würden, maßvolle leitende Beamte wohl würden zu ertragen wissen.

Wenn so eine weitgehende Übereinstimmung zwischen Jesus und dem Judentum seiner Zeit ist in Bezug auf Weissagen, Wunderheilungen und Dämonenaustreiben, in Bezug auf Gottvertrauen mit Zurückstellung eigener Kraft und der natürlichen Mittel, so ist eine große Verschiedenheit darin, daß bei Josephus alles das gebunden ist an

das mosaische Gesetz. Nach Arch. Vorrede 3 kann man aus der israelitischen Geschichte lernen, daß denen, die Gottes Meinung befolgen und die treffliche Gesetzgebung nicht wagen zu übertreten, alles glückt über Glauben, und daß ihnen die Auszeichnung, glücklich zu sein, von Gott als Ziel aufgestellt ist, denen aber, welche von der pünktlichen Besorgung desselben abstehen, unwegsam die Wege werden und sich in nicht zu besserndes Unglück verkehrt alles, was immer auch sie gut zu machen sich bemühen. Moses wollte lehren (4), daß Gott der Vater und Herr von allen ist und alles sieht, denen, die ihm folgen, ein glückliches Leben giebt, die aber, welche von der Tugend abweichen, mit großem Unglück umhäuft. Daß Josephus mit dem Gesetz meint, was etwa die Pharisäer darunter befaßten, darüber hat er sich ausdrücklich oft genug erklärt. Nach XIV, 4, 2 ist es am Sabbat zwar gestattet, sich gegen die Feinde zu wehren, wenn sie die Schlacht anfangen und zuschlagen, aber gegen anderes Thun der Feinde darf man sich nicht mit wehren. Die Römer benutzen dies, führen am Sabbat Dämme und Türme auf und stellen die Maschinen bereit (mit welchen sie dann, unter Pompejus, den Tempel nehmen). XV, 7, 8 wird von einer Zeit vor der Zerstörung des Tempels durch Titus gesagt: die Opfer im Tempel nicht zu verrichten ist den Juden unmöglich, bereitwilliger würden sie das Leben aufgeben als den Dienst, den sie Gott zu vollbringen pflegen. In diesem Sinne sagt XIII, 6, 3 Simon Makkabäus, das Schönste (Ehrenvollste) sei zu sterben für die Gesetze und den Gottesdienst. In diesem Sinne führt Josephus als Gefangener der Römer (Jüdischer Krieg V, 9) seinen Landsleuten zu Gemüte, daß, wenn sie den Tempel dem Titus übergeben, derselbe unzerstört bleiben wird, mit dem sie gleichsam als Tempelwächter des wahren Gottes betraut seien, und dem zu Ehren die Römer manche von ihren Sitten zurückgestellt hätten, und IV, 5, 2 spricht er von dem Weltgottesdienst (κοσμικῆς θρησκείας), den die Priester im Tempel zu Jerusalem in den heiligen Gewändern ausüben und dabei von denen verehrt werden (προσκυνούμενοι), welche aus der (ganzen) bewohnten Erde in die Stadt (Jerusalem) kommen. Und in der Verteidigungsschrift gegen Apion II, 22 heißt es rundweg: „Ein Tempel des Einen Gottes (denn jedem ist immer das Ähnliche lieb), gemeinsam für alle und des gemeinsamen Gottes Aller". Die rituelle Gerechtigkeit enthält nach Josephus auch die sittliche in sich: nach Arch. III, 11, 2 ist die gerechte Überlegung Herr über Zorn und Furcht, und er macht XVI,

5, 4 die Bemerkung, daß das jüdische Volk durch sein Gesetz gewöhnt sei, die Gerechtigkeit zu lieben an Stelle des Ruhmbringenden, dagegen sei Herodes (d. Gr.) ganz darauf aus gewesen, wo nur irgend Erinnerung später ihm in Aussicht stand oder im Augenblick Hoffnung guter Nachrede. Wenn daher Josephus gegen Apion II, 22 schreibt, der heiligste Gottesdienst sei, Gott zu dienen, indem man ihm folgend Tugend übe, so ist, für den Juden wenigstens, der Tempeldienst (wenn möglich) und die rituelle Gesetzgebung mit strenger Sabbatfeier ausdrücklich miteingeschlossen zu denken und ein unerläßlicher Teil der Tugend.

Darin daß Gottdienen mit politischer Abhängigkeit verträglich sei, stimmen Jesus und Josephus überein. Josephus suchte, nach seiner Lebensbeschreibung und nach seiner Geschichte des jüdischen Krieges, den Abfall an seinem Teil zu verhüten, der mit der Zerstörung des Tempels unter Titus endigte; er hatte in der früheren Geschichte der Juden gefunden (Arch. XIV, 16, 2), daß die Juden den Römern (römischen Soldaten) im Handgemeng an Kühnheit nicht nachstanden, wohl aber an Wissenschaft (Kriegstechnik und Übung). Dies hatte sich erhalten, und so stellt er (Lebensbeschreibung 4) den Neuerungssüchtigen vor, daß sie den Römern nicht nur in kriegerischer Erfahrung nachstünden, sondern auch in Glück, im erfolgreichen Gelingen, hinter ihnen zurückblieben. Beweis war ihm eben die frühere Geschichte, aber der Wahnsinn derer, wie er sich ausdrückt, welche allen Verstand verloren hatten, überwog damals weit, d. h. ihr Enthusiasmus trieb sie, in ihrem Vertrauen auf Gott unmittelbar mit absichtlicher Nichtachtung menschlicher und natürlicher Mittel das Äußerste zu wagen. Daß dies die richtige Auffassung ist, sieht man aus der einleitenden Vorgeschichte des „Jüdischen Krieges". Bald nach Herodes d. Gr. trat ein Galiläer mit Namen Judas auf (II, 8, 1) in der früheren Tetrarchie des Archelaos, und rief die Einwohner zum Abfall auf, nannte sie feige, wenn sie den Römern Tribut zahlten und neben Gott sterbliche Herrscher ertrügen. Er wird der Stifter einer eigenen Sekte genannt neben den dreien der Sadducäer, Pharisäer, Essener. Noch zur Zeit der Söhne des Herodes und als Judäa Felix zum Landpfleger hatte, kamen die „Dolchmänner" auf, welche durch Meuchelmord der Andersgesinnten zunächst wirkten, unter dem Vorgeben göttlicher Begeisterung das römische Joch abschütteln wollten und das Volk in die Wüste führten mit der Erwartung, daß Gott ihnen Wunder (σημεῖα) der Freiheit zeigen werde.

Gleich darauf trat der ägyptische (jüdische) sog. Prophet auf. Dieser kam nach Palästina, gewann durch allerlei Zauberkünste den Glauben an sein Prophetentum, sammelte 30,000 Gläubige um sich, führte sie aus der Wüste auf den Ölberg und war im Begriff, den Eintritt in Jerusalem zu erzwingen u. s. w., wurde aber noch von römischen Soldaten unter Felix mit Teilnahme des Volkes in Jerusalem geschlagen und vertrieben.

Gedanken über die Seele, wie sie bei Jesus begegnen, waren in der Zeit weitverbreitet. Dies zeigt die Rede Eleazars, Jüdischer Krieg VII, 8, 7: „So lange die Seelen im sterblichen Leibe gefesselt sind und mit dessen Übeln mit angefüllt werden, sind sie eigentlich zu reden tot. Denn eine Gemeinschaft ziemt nicht dem Göttlichen mit dem Sterblichen. Großes zwar vermag die Seele, auch so lange sie an den Leib gefesselt ist. Denn sie macht ihn zum empfindenden Werkzeug, indem sie ihn unsichtbar bewegt und in seinem Thun über die sterbliche Natur hinausführt. — Laßt uns auf die Inder sehen, die Weisheit zu üben verheißen; sie, die tüchtige Männer sind, ertragen die Zeit des Lebens nur wie eine notwendige Dienstleistung an die Natur, eilen aber, ihre Seelen vom Leibe zu lösen."

Dieselbe Übereinstimmung und Verschiedenheit, wie zwischen Jesus und Josephus, findet sich zwischen Jesus und Philo, der älter ist als Josephus, in Alexandrien als angesehener Mann lebte, eine wichtige Gesandtschaft seiner dortigen jüdischen Volksgenossen an den Kaiser Gajus (Caligula) im Jahre 40 unserer Zeitrechnung als Greis gehabt hat. Nur Gott ist nach Philo vertrauenswert. Unsere Waffen, unsere Kraft liegt im Gottvertrauen. Nur wer auf Gott hofft, darf eigentlich für einen Menschen gelten. Gott sorgt für die Welt, wie die Eltern für ihre Kinder. Insbesondere sorgt er für das jüdische Volk, weil er sich um seine Erziehung nach dem Gesetz bekümmert. Die Juden nennt er das betende Geschlecht (ἱκετικὸν γένος). Der höchste König, der Urheber alles Guten und Vater der Welt, behandelt das jüdische Volk wie sein eigentümliches Erbe und erkennt es als sein Volk an. Dies Volk heißt auf chaldäisch Israel, d. h. der Gott sieht. Das ganze geschriebene Gesetz ist nur ein Symbol der Gnade. Der, welcher auch die ungeschriebenen Gesetze beobachtet, bekundet eine freiwillige Hinneigung zur Tugend und ist lobeswürdig. Aus freiwilliger Entschließung haben die Juden das Gesetz der Beschneidung, der Sabbatheiligung, der Enthaltung von manchen Fleisch-

arten angenommen und unverbrüchlich bewahrt. Das Gesetz des Geistes, nicht das der Gestirne, beherrscht sie dabei, denn niemand kann behaupten, daß sie alle die gleiche Konstellation haben, welche sie zwingt, das Gesetz zu halten. Neben dieser wörtlichen Auslegung des Gesetzes (dem ῥητόν) hat zugleich eine geistige, die Allegorie, Berechtigung. Mit Hilfe derselben versteht Philo das Alte Testament im Sinne der stoisch-platonischen Philosophie, wie es Josephus auch gethan haben würde, wenn er zu den verheißenen Ausführungen neben und zu seiner Archäologie gekommen wäre. Dabei lebt Philo ganz im Übersinnlichen, Überirdischen. Jeder Gedanke, der ihm unerwartet aufgeht, erscheint ihm als eine Eingebung. Jeden Frommen (Juden) hält er für einen Propheten und Inspirierten. Seine Seele ist gewohnt, meist (τὰ πολλά) von Gott ergriffen zu werden und zu weissagen über das, was sie nicht weiß. „Es ruft mir wieder zu (ὑπηχεῖ) der unsichtbare Geist, der, ohne sich äußerlich zu zeigen, in mir zu verkehren pflegt und spricht," schreibt er, und: „ein Prophet redet nichts von Eigenem (ἴδιον), alles von einem Andern her, indem ihm ein Anderer zuflüstert (ὑπηχοῦντος)."

Da, wo Josephus von denen spricht, welche nach Herodes d. Gr. bis zum Ausbruch des großen Krieges die römische Herrschaft abzuwerfen suchten, weil Gott allein über das Volk herrschen solle, hat er nicht erwähnt, daß das mit den messianischen Volkshoffnungen zusammenhängt, denselben, die sich Jesus in seiner Weise aneignete; denn das von Jesu verkündete Gottesreich wurde als eine abschließende Offenbarung Gottes betrachtet. „Für das Urchristentum und auch für Jesus war das Sichtbarwerden des Reiches Gottes, die große Umschaffung der Welt, das Wiederkehren des Menschensohnes in Herrlichkeit, erst die volle und reale Gegenwart des Gottesreiches. Für Jesus stand das Kommen des Gottesreiches in unmittelbarer Nähe bevor. Zwischen seinem Wirken und dem Ende lag für ihn nur eine kurze Spanne Zeit, daher spricht er nie den Gedanken aus, daß er den weiteren Ausbau des Reiches Gottes den Jüngern überlasse." Diese volksmäßige Erwartung eines baldigen wunderbaren Weltabschlusses war nach der Makkabäerzeit sehr verbreitet. „Der Messias, der bei Daniel (167—5) überhaupt keine Rolle gespielt hatte, wird der Vollstrecker des göttlichen Endgerichts. Er wird mit dem Menschensohn kombiniert, der bei Daniel die heilige Gemeinde bedeutet hatte, und erhält dadurch zugleich ewige Präexistenz in der

Verborgenheit bei Gott. — Das Himmel- (Gottes-)reich umfaßt die ganze Welt, hat aber am heiligen Land seinen Mittelpunkt. Das Land erwerben heißt: am messianischen Reich teilhaben. Nach 400, 1000 oder mehr Jahren wird dann die einen das Gericht zu Gehenna treffen, die anderen das Paradies im Himmel. Äußerliche Gesetzeserfüllung ist Voraussetzung der Teilnahme am Reiche Gottes. Gottes Herrschaft und Ehre fallen für den frommen Israeliten — wenigstens seit der Makkabäerzeit — mit Israels Weltherrschaft und der Vernichtung oder Unterwerfung der Heiden zusammen." Solche Vorstellungen treten auf in den Sibyllinischen Weissagungen, dem Henochbuch, der Apokalypse Baruch. „Der Sieg jüdischer Frömmigkeit über heidnische Gottlosigkeit wird erwartet. Alle Güter des künftigen Gottesreichs sind schon jetzt im Himmel vorhanden und werden dereinst nur vom Himmel herabsteigen." Auch bei Matthäus heißt es: das Reich ist bereitet von Grundlegung der Welt an; auch das Bereitetsein und die Erwählten bei Markus geht auf diese Volksvorstellung zurück. Damit hängt es wohl zusammen, daß Jesus, indem er sich als Messias enthüllt, sich doch zugleich immer auch wieder verbirgt, denn es ist noch nicht der endgültige Abschluß, sondern nur die Vorenthüllung desselben. Jesus hat nun mit seiner Stellung zum Gesetz auch die Forderungen zur Teilnahme am bald kommenden und thatsächlich sich schon ankündigenden Himmelreich geändert. Gottes- und Nächstenliebe im Sinne der 10 Gebote führen bis nahe zum Himmelreich; dazu muß kommen Verzicht auf Reichtum zum besten derer, die nichts haben, sich anschließen an ihn zur Verkündigung des Gottesreichs, indem man, wie er, durch Dienen sich groß zeigt. Wenn er bei Lebzeiten nur ausnahmsweise Nicht-Juden half, so werden nach seiner Verwerfung durch das offizielle Judentum die Jünger zu allen Völkern mit seiner frohen Botschaft des Neuen Bundes gesandt. In der That ist das Christentum bis Mitte des 2. Jahrhunderts streng bei der Erwartung des baldigen wunderbaren Kommens Christi geblieben und hat in der begeisterten Erregung von da aus das stete Einwirken des erhöhten Christus gesehen. Dieser Enthusiasmus, dieser „Geist" war die Gottesgabe, welche die Gemeinde schon jetzt im voraus von der messianischen Welt besaß. „Dieser in der Gemeinde wirkende Geist wird von Paulus mit dem Messias (Christus) selbst identifiziert. Daneben ist der Messias jetzt zur Rechten Gottes und tritt für seine Gemeinde ein. Reden in Zungen (unwillkürliche in Worte oder Rufe ausbrechende fromme Gefühle) war ein Hauptzeichen des Geistes."

Was ist hiernach unter dem durch Markus Berichteten Jesu eigentümlich? Nicht daß er in himmlischen Erscheinungen lebt und überirdischen, das war nach Josephus und Philo unter Juden häufig. Nicht daß er das abschließende Gottesreich durch ihn, Jesum, kommend denkt, nach Josephus traten auch andere mit ähnlicher Verkündigung auf, und nach der Volkslitteratur war das gerade Volkserwartung. Nicht daß er Dämonen austreibt und Krankheiten heilt, es war das ein angeblich seit Salomo erhaltener Betrieb unter den Juden. Nicht Wundermacht; Josephus bietet ähnliches vor Jesus. Nicht der scharfe Gegensatz von Fleisch und Geist, er war nach Josephus, nach Philo verbreitete Überzeugung unter den Juden. Nicht das Gericht und das ewige Himmelreich, es war verbreitete Volkshoffnung. Nicht, daß Gott zuletzt alles Lob zugewiesen wird, das ist das Grundgefühl des Judentums nach Josephus und Philo. Die Weissagungen von Vorgängen der letzten Tage, die Verfluchung des Feigenbaums, bloß um die Kraft des Glaubens zu zeigen, hat alles seine Analogie im Judentum des Josephus. Politische Abhängigkeit ist verträglich mit Gott dienen auch nach Josephus und Philo. Allmacht Gottes als Voraussetzung bei der Schriftauslegung, d. h., daß das, was Gottes Macht erhöhe, als der Sinn einer Stelle müsse genommen werden, daß bei Gott überhaupt kein Ding unmöglich sei, ist ganz im Sinne des Judentums, wie es bei Josephus und Philo erscheint. Baldiger Eintritt des messianischen Reiches und nachheriges Weltgericht war in der Zeit volksverbreitet. Daß der Geist im Frommen redet, ist auch Philos Glaube. Daß Judas verantwortlich ist, wenn auch der Verrat im Alten Testament geweissagt sei, war auch pharisäische Überzeugung; zur Ähnlichkeit der Pharisäer mit den Stoikern gehört die Betonung der Auserwählung zum Heil.

Alles das ist für Christus also nicht eigentümlich, es ist ihm mit Richtungen des damaligen Judentums gemeinsam, aber eigentümlich ist, daß er seine Wirksamkeit, soweit sie ihn als Messias kenntlich machen könnte, gleichsam verhüllt, daß er mit Sündern, d. h. Menschen, die als Juden doch den strengen Juden anstößig waren, verkehrte, daß er seine Jünger nicht fasten läßt, weil mit ihm ein Neues beginne, daß die rituellen Gesetzesbestimmungen zur Verfügung Christi und der Christen stehen, weil andern Gutes thun an Leib und Seele Hauptgesetz ist, daß zwar seine nächste Sendung an die Juden geht als die Kinder, daß er aber auch bescheidenen und ihm vertrauenden Heiden hilft, daß er ein Leidensmessias ist und daß gerade dieses über

ihn Gottesgedanke ist, d. h. im alten Testament geweissagt, daß Christsein heißt, auf Leiden und Tod (auch von Seiten der Juden und gerade von diesen) zur ewigen Errettung gefaßt sein, daß nur anderen dienen den Rang im Himmel bestimmt, daß sachliches Handeln in Jesu Namen schon eine Art Anhangen an ihn ist, daß gerade der Geringsten und Kleinsten sich annehmen hoch angerechnet wird, daß die Christen Selbstentsagung von sich fordern müssen, sonst drohe ihnen auch die Hölle, daß vormosaische Ordnung göttlicher ist als mosaische, daß man das Himmelreich einfach aufnehmen soll, ohne viel besser wissen zu wollen, daß die 10 Gebote von ganzer Seele befolgen Vorbereitung zum Himmelreich ist, dazu aber kommen muß sein Gut den Bettlern zu geben und Christo zu folgen in Verkündigung des bevorstehenden Himmelreichs, daß Reichtum behalten heißt, sein Vertrauen nicht auf Gott setzen, daß Gebet alles erreicht, wenn es mit felsenfestem Vertrauen und mit vergebendem Sinne gegen andere verbunden ist, daß nicht dem offiziellen Judentum das Himmelreich zufallen wird, daß man als Frömmigkeitslehrer nicht Auszeichnung suchen soll für sich, daß aus seiner Armut geben für Gottesdienst über der Gabe des Reichen steht, daß Bettler stets behandelt werden als wirklich bedürftig, daß Gottes Wille in der Schrift maßgebend ist, ob wohl anderes an sich möglich ist und Christo selbst menschlicherweise (dem Fleisch nach, der natürlichen Seite nach) erwünscht dünkt, daß der Tempel Gebetshaus sein soll.

Kurz zusammengefaßt sind die Eigentümlichkeiten Christi: er hält sich für den Messias, aber für einen Leidensmessias, jetzt gekommen zu dienen und selbst sein Leben hinzugeben in seinem Dienen nach Gottes besonderem Willen, obwohl die bald nach seinem Tode und seiner Auferstehung allen erscheinen sollende Herrlichkeit schon vielfach den Aufmerkenden sich verrät. Die Teilnahme an seinem Reich ist gebunden an den Anschluß an ihn, der über die 10 Gebote hinaus noch Weggabe des Reichtums an die Bettler und ein Dienen gleich ihm, selbst mit Leiden und ev. schweren Entsagungen erfordert. Das offizielle Judentum wird an seinem Messias- und Gottesreich nicht Teil haben.

Die Messiasvorstellung Christi ist also eigentümlich abgewandelt, und der Hauptgedanke dieser Abwandlung ist, daß Dienen und in diesem Dienen selbst Leiden und Aufopferung von Habe und Leben groß mache zum Himmelreich. So nach Markus. Es lohnt bei Matthäus, der, wie die alten Christen sagten, so viel Herrenworte

bietet, nachzusehen, ob dieselben, soweit sie Markus nicht hat oder nicht in der Matthäischen Form hat, damit stimmen. Nach der Bergpredigt bei Matthäus gehört das Himmelreich den im Geiste Armen, den Sanftmütigen, den Leidtragenden, denen, die nach Gerechtigkeit (Übung frommer Werke) hungern und dürsten, den Mitleidsvollen, den Herzensreinen, den Friedfertigen, den um der Gerechtigkeit willen, d. h. um der Gerechtigkeit im Sinne Christi willen, Verfolgten. Die Christen werden mit den Propheten des Alten Bundes verglichen. Es wird Höchstes von ihnen gefordert in Werkerweisungen durch die Kraft Gottes. Christus fordert mehr als Gesetz und Propheten; er ist in dieser Hinsicht nicht des Alten Bundes Auflöser, sondern Vervollkommner. Aber diese christliche Gerechtigkeit muß anders sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Nicht einmal zürnen soll man dem Bruder, ohne Versöhnlichkeit hilft kein Opfer, ein begehrender Blick auf ein Weib ist schon der Gesinnung nach Ehebruch (und die Gesinnung, der Geist ist seine eigene That), die körperlichen Regungen, soweit sie Anreiz werden, sind ev. mit Gewalt auszurotten. Einfaches Ja und Nein soll sein wie früher richtiges Schwören. Böses ist nicht mit Gleichem zu vergelten, sondern durch Nachgiebigkeit zu überwinden, gerade Feinden ist Liebe zu beweisen und für Verfolger zu beten. Bei frommem Werke ist Schaustellung zu vermeiden. Schätze zu sammeln trennt vom Himmel. Überhaupt soll man nicht für Irdisches sorgen; den um das Himmelreich Bemühten fällt das nötige Irdische von selbst zu. Andere soll man nicht richten, d. h. religiös oder sittlich über sie absprechen; man soll stets voraussetzen, daß die eigenen Fehler größer sind als die der anderen. Dabei soll man niemanden das Himmelreich aufdrängen. Gesetz und Propheten lassen sich zusammenfassen in dem Satz: alles den Menschen zu thun, wovon wir gerne hätten, daß sie es uns thäten. Schaustellung von Güte ist nicht wahre Güte; in ihren Werken legt sich wahre Güte unverkennbar dar und solches Gute thun, läßt stets ein gutes Innere annehmen. Zu Christo bekennt man sich nur durch Thaten in seinem Sinne. Nicht weissagen in seinem Namen, nicht Dämonen austreiben in seinem Namen, sichert die Zugehörigkeit zu Christo und dem Himmelreich, sondern nur Wirken in obigem Sinne. (Es wird also vorausgesetzt, daß man im Glauben an Christi Wundermacht selbst Wunder thun und doch innerlich von all seiner sittlichen Art nichts haben kann.) Damit stimmen die Aussprüche Christi XI, 28 Matth.: ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, XXIII, 11 und

12: wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden und umgekehrt, XXIII, 35: einem Hungernden, einem Dürstenden zu essen, zu trinken geben, einen Reisenden beherbergen, einen Nackten kleiden, nach einem Kranken sehen, zu Gefangenen kommen, wird soviel gelten, als ob man dem Messias selber das alles erwiesen habe. Nur die so sich bewährt haben, finden ewige Rettung. Beachtenswert ist, daß Jesus, wo er in der Bergpredigt Feindesliebe fordert, sich auf Gottes Walten in der Natur als Vorbild beruft, der, V, 45, wenn er die Sonne scheinen und es regnen läßt, nicht auf den Gerechten beides kommen läßt, aber den Ungerechten es vorenthält, sondern gewissermaßen des Guten lieber zu viel thut als zu wenig. Die Hochstellung des Menschen über die Natur, welche in der Bergpredigt und sonst von Jesus hervorgehoben wird, findet sich ausdrücklich so auch bei Josephus, (Archäologie, Vorrede): „Moses überzeugte, daß von den Werken Gottes auf Erden das schönste wir Menschen sind."

Daß mit dem Leidensmessias und dem dienenden Wirken als wahrer Größe das Eigentümliche Christi getroffen ist, davon machte, was den ersten Punkt betrifft, schon Paulus die Erfahrung, demzufolge die Lehre vom Kreuz bei den Juden störenden Anstoß erregte, sie wurden gerade dadurch irre an der christlichen Verkündigung, den Griechen aber erschien sie als Thorheit, als Narrheit. Hatte doch nach Josephus gegen Apion II, 11, Apion ein Anzeichen dafür, daß die Juden weder gerechte Gesetze hätten noch Frömmigkeit gegen Gott, darin gesehen, daß sie nicht (über andere Völker) herrschen, vielmehr anderen Völkern Sklaven sind, bald diesem, bald jenem. Es war dies antike Volksauffassung, von den Athenern in der Verhandlung mit den Meliern bei Thucydides kühl geltend gemacht, durch die römische Weltherrschaft gleichsam neu bestätigt, wie denn Livius es durch die Thaten seines Volkes begreiflich findet, wenn dasselbe sich mit einem Gott in leibliche Abstammung bringe. Daß das Ausharren in Leiden und die dienende Liebe bald an den Christen auffielen, davon giebt über das erste Auskunft die Stelle Epiktets, wo er die Galiläer als anfeuerndes Beispiel anführt, und im 2. Jahrhundert der Vorwurf des Celsus, daß die Christen nicht die Gerechtigkeit als höchste Tugend aufstellen, sowie die Bemerkung Lucians über den Mißbrauch, den Schwindler mit der dienenden Liebe der Christen (im Sinne von Matth. XXIII) trieben.

Noch heute giebt das Urteil der Juden über die christliche Moral im Unterschied von der jüdischen das Eigentümliche Jesu hier zu.

Weill, Großrabbiner von Frankreich, schreibt 1875 in seiner Morale du Judaisme I S. 120—1: jene Allmacht, die der helfenden Liebe (charité) auf Kosten der Gerechtigkeit im Evangelium beigelegt wird, — die auf das Höchste getriebene Demut, die Anempfehlung, die rechte Backe dem hinzureichen, der uns auf die linke schlägt, die Auflage des Meisters an seine Schüler, all ihr Vermögen flüssig zu machen und es den Armen zu verteilen", und S. 124—5: „Als Moral des Gefühls ist die evangelische Moral vollkommen, als Ergebniß des Verstandes in Beziehung mit den Regeln der Gerechtigkeit und Wahrheit läßt sie zu wünschen." Nach Jesus giebt Dienen den wahren Sieg, Dienen ohne seine Überzeugung aufzugeben und indem man sie ev. durch Leiden bewährt; wie anders die alttestamentliche Auffassung ist, zeigt, was Weill II, 354 über die Patriarchenzeit sagt: „Der herrschende Zug der Patriarchengeschichte . . . ist eine beständige Protestation des Rechtes gegen die Gewalt, der Intelligenz gegen die materielle Gewalt, der motivierten Vernunft gegen die Laune und das Belieben." Ihm ist, was uns als List, Schlauheit und Zweideutigkeit erscheint, ein berechtigtes Verteidigungsmittel gegen ungerechte Angriffe. Daß die gleiche Auffassung zu Josephus' Zeiten herrschte, darüber lese man mit Staunen, was Josephus in seinem Leben und im jüdischen Krieg von den Kunstgriffen und selbst Listen und Täuschungen erzählt, mit denen er sich aus vielen Gefahren gerade von Seiten seiner Landsleute gerettet hat, nicht ohne sehr oft Gottes Schutz und Hilfe in seinen Einfällen und deren Gelingen zu sehen. Nicht unintereſſant ist betreffs der geforderten Hingabe der Güter an die Armen durch Jesus die Notiz Weills, daß im Talmud Tadel den trifft, welcher durch unüberlegte Schenkungen (largesses) den doppelten Zehnten, das Fünftel des Kapitals, überschreiten würde.

Wenn nun Jesu Eigentümlichkeit war, im Dienen die wahre Größe, die Größe vor Gott, zu finden, selbst bis zum Tode, aber immer dabei beharrend in der eigenen selbständigen Auffassung, so fragt sich: war diese Eigentümlichkeit eine, zu der sich vorbereitende Züge bei den Juden der Zeit finden? Was den Leidensmessias angeht, so war den Juden bis dahin diese Zusammenstellung ein Widerspruch, aber zu sterben für das Gesetz und seine Gottesverehrung war ihnen das Schönste (Josephus Arch. III, 6, 3). Also konnte das Jesus auf seine neue Weise wohl übertragen, zumal er glaubte (wovon bald mehr zu sagen sein wird), seinen Tod im Alten Testament

voraus verkündet zu lesen. Die Sanftmut und Demut Jesu fand sich nicht bloß bei den עֲנָוִים, wie sie genannt wurden, den „Armen" wieder, sondern auch von dem hasmonäischen Hohenpriester Hyrkanus sagt Josephus (Arch. XV, 6, 2), daß er aus Gutartigkeit (ἐπιεικείᾳ τρόπου) damals sowohl als die ganze übrige Zeit nicht Schwierigkeiten machen, nicht Neuerungen anfangen wollte, indem er dem Glück sich fügte und mit jedem durch dieses Gewordene zufrieden war. So ergab sich Jesus in das Schicksal des Leidens, wie es sich ihm aus dem Verhältnis zu den Schriftgelehrten und Hohenpriestern gestaltete, und wie er es, obwohl mit Zweifel an seiner Notwendigkeit, im Alten Testament zu lesen glaubte (Scene in Gethsemane). Endlich war einiges von dem, was Christus moralisch für die Teilnahme am Himmelreich verlangte, bei den Juden nach Josephus vorgebildet, der (gegen Apion II, 39) rühmt, daß viele Nationen nachzuahmen versuchten sowohl die Eintracht der Juden unter einander, als auch die Mitteilung der Habe (τὴν τῶν ὄντων ἀνάδοσιν), als auch die Arbeitsliebe in den Handwerksbetrieben und den ausharrenden Mut in den Nöten für das Gesetz; gleich darauf führt er auch noch den Eifer in der Landbebauung an. Auch die Apostel waren eifrige Fischer oder in sonstigen Betrieben gewesen, nur abberufen zur dringenderen Aufgabe der Verkündigung des Himmelreichs. Jesus selbst war die längste Zeit seines erwachsenen Lebens Zimmermann gewesen und nur als solcher seinen Ortsgenossen bekannt. Trotzdem so die Eigentümlichkeit Jesu nicht ohne Anknüpfungspunkte bei seinem Volke war, so war sie doch in der Steigerung dessen, woran sie anknüpfte, und wie sie dasselbe zum Mittelpunkt machte, ein Neues.

Abschließend kann man sagen: Jesus hatte eine ursprüngliche Eigentümlichkeit, das ist der Gedanke von sich und den Seinen, daß Dienen, dienende Hilfe gegenüber leiblicher und geistiger Not die wahre Größe sei, selbst bis zum Tod, wenn es sein müsse, ohne aber die Selbständigkeit der Ansicht und Lebensführung darum aufzugeben. Diese ursprüngliche Eigentümlichkeit verband sich in ihm mit dem Messiasgedanken, daß durch ihn das wunderbare Himmelreich herbeigeführt werde, zunächst in Vorbereitung, aber Teil daran nur denen werde, die der obigen Auffassung sich anschlössen. Dieser Messiasgedanke und das wunderbare Himmelreich war aus der Zeit genommen, aus dem Judentum, wie es damals besonders im Volke war und sich auf eine lange Geschichte gründete. Auch hierbei ist Jesus mit kühner Selbständigkeit verfahren, wie z. B. der Leidensmessias

eine war, auch seine Entgegensetzung der vormosaischen Gottesordnung und der mosaischen Gesetzgebung, aber in alledem war er im ganzen mehr aufnehmend und sich anschließend, nicht in der Weise ursprünglich, wie in dem ausgeführten Punkte, obwohl dieser Punkt alles von ihm mehr Aufgenommene durchdringt und abwandelt.

Wenn wir uns nunmehr die Frage vorlegen: was von den ursprünglichen und von den mehr aufgenommenen Eigentümlichkeiten Jesu hat sich bewährt bis auf den heutigen Tag, oder kühner die Frage so formulieren: wenn Christus heutzutage lebte, wie würde er auf Grund seiner Eigentümlichkeit urteilen über sein eigenes Werk, so ist es klar, daß sein Werk in zwei sehr verschiedene und von einander trennbare Teile zerfällt, 1) den Gedanken der dienenden Hilfe gegenüber leiblicher und geistiger Not, 2) alles andere damit in ihm persönlich Verknüpfte. Wenn Christus, so wie er schied, jetzt plötzlich wiederkehrte zu uns, was würde er von seiner Individualität aus auffallend finden? Zuerst, daß das wunderbare Himmelreich nicht eingetreten ist, trotz seiner Voraussagung von dessen Eintritt, noch ehe die damalige Generation ganz weggestorben sein werde. Da er aber Zeit und Stunde nicht zu kennen bekannte, so nehmen die Christen, auch die, welche die klaren Worte der ältesten Überlieferung nicht deuteln, hieran keinen Anstoß, sie verschieben den wunderbaren Abschluß des irdischen Weltlaufs noch weiter hinaus, wie die Christen rückwärts das stets immer gethan haben. Im Sinne Christi kann auch im gegenwärtigen Weltlauf gewirkt werden, wie ja auch zu Lebzeiten Christi von ihm selbst und seinen Jüngern so gewirkt wurde. Aber ein anderes würde Christo von seiner ursprünglichen Eigentümlichkeit aus auffallen, daß nicht mehr die Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen neben der Verkündigung des Himmelreichs und seiner Bedingungen durch diejenigen geschehen, welche dieser Verkündigung zunächst sich gewidmet haben. Es werden hier und da noch geistige und leibliche Heilungen durch Gebet im Namen Christi berichtet, und wie sie damals vorkamen, so werden sie gewiß auch heute noch wahrheitsgemäß vorkommen, d. h. zeitweilige oder dauernde Besserung wird sich bei manchen Menschen auf das Gebet und den Glauben hin einstellen. Aber in der weitaus überwiegenden Mehrheit der Fälle ist es anders; an die Ärzte, nicht an die Prediger oder glaubenseifrigen Christen wenden sich die Kranken, und die Ärzte heilen viel mehr Kranke, leiblich oder geistig Kranke, als je durch

Christum und seine Jünger sind geheilt worden. Sie heilen zwar nicht alle; ihre Kunst sei nicht soweit, sagen sie selbst, aber sie bemühen sich, auch den von ihnen nicht Heilbaren mindestens Linderung und ruhigen Aufenthalt zu verschaffen, und die nicht ärztlichen Christen haben oft durch Stiftungen dazu beigetragen und thun dies noch immer; einzelne und ganze Gemeinden und Staaten sorgen in dieser Richtung. Selbst auf dem Lande ist nicht mehr der Geistliche der große Vertrauensmann des Bauern in leiblichen und geistigen Nöten, sondern der Arzt. Geistig Kranken wird nicht mehr der Dämon ausgetrieben durch Gebet und Fasten, sondern diese ihre Vorstellung von sich selbst, daß ein böser Geist sie in Besitz genommen habe und sie plage, soweit dieselbe da ist, wird als eine krankhafte Vorstellung angesehen, die verschwindet, soweit es gelingt, durch Ruhe des Leibes, durch Kräftigung der feineren Teile desselben, der Nerven und des Gehirns, eine Umstimmung hervorzubringen. Nicht mehr waltet Satan und seine dienenden Geister in den geistigen Krankheiten des Menschen, sondern Satan und Dämonen sind, soweit die Kranken von ihnen reden, selbst Ausgeburten ihrer Krankheit. Und so würde Christus hören, daß in vergangenen Jahrhunderten, so lange man mit Gebet, mit Fasten, einzeln oder in Masse, neuen Krankheiten, die plötzlich über viele sich verbreiteten, zu begegnen versuchte, diese sich zunächst noch gemehrt hätten durch das Zusammenkommen der Menschen, von denen schon einzelne die Krankheit hatten und auf andere im Zusammenkommen übertrugen, und dadurch, daß man mit Fasten die Kräfte schwächte, also daß die Keime der Krankheit gleichsam einen bereiteren Boden fanden. Er würde hören, daß man jetzt zwar das Gebet keinem verwehre, aber Zusammenkünfte vermeide, dem Einzelnen eine kräftige, doch vorsichtige Nahrung gerade in solchen Zeiten empfehle, im übrigen aber suche die Krankheitskeime, die, wie andere Keime, an der Verbreitung und Entfaltung gehindert werden könnten, hieran wirksam zu verhindern, und daß man bei einzelnen Krankheiten, wo es gelungen die Keime zu entdecken, damit schon sehr weit gelangt sei, bei anderen müsse man noch sich mit allgemeinen Vorbeugungs- und Einschränkungsmaßregeln begnügen. Und wie mit den Krankheitsheilungen, geistigen und leiblichen, so würde er finden, daß man es auch mit der leiblichen Notdurft halte. Man bete zwar auch über den Speisen, aber man versuche nicht mehr mit 5 Broten und 2 Fischen 5000 Menschen zu nähren; man gäbe nicht seine Vorräte hin, weder der Einzelne noch ganze Gemeinschaften, wie denn

der Staat z. B. und die Gemeinde Vorrat halte für Krankenhäuser, für Heere u. s. w.; man vertraue nicht mehr, daß jeder Tag für sich sorgen werde, wenn man nur auf das wunderbar eintretende Himmelreich hoffe, sondern man komme der Not zu Hilfe, indem man nach Kräften vorbeuge, daß sie gar nicht entstehe, dadurch, daß man den Armen Gelegenheit gäbe zum Verdienst durch nützliche Arbeit, und so die eigenen Vorräte (Kapitalien) immer wieder verteilt würden, indem sie sich zugleich neu erzeugen zu immer Wiederverteilung, und wenn auch hier viel zu ändern noch und zu bessern sei, so werde doch niemand anders verfahren wollen, als daß er mit vorsorgender Thätigkeit den notwendigen Bedürfnissen zu Hilfe kommt. Und Jesus würde nicht anstehen, zu bekennen, daß die jetzige Art, in Krankheiten, leiblichen und geistigen, zu helfen, und die jetzige Art, der Notdurft des Lebens zu Hilfe zu kommen, viel wirkungsvoller sei als die, welche er selbst ausübte durch immer nur gelegentliche Wunder, die in der Hand seiner Jünger durch die Jahrtausende sich nicht gemehrt haben, sondern gemindert; je näher man der Neuzeit kommt, desto weniger hört man von solchen, von Krankenheilungen noch am ehesten, aber immer so, daß es bald wieder stille wird von ihnen. Und da Christo die dienende Hilfe an den Menschen in leiblicher und geistiger Not das erste und oberste war, und die Wunder und Weissagungen in seinem Namen dagegen zurückstehen bei ihm, so würde er nicht anstehen, die wirksamste Weise dienender Hilfe für eine gute zu erklären, und würde sich beeilen, nach der besonderen Art dieser wirksamsten Weise zu forschen und sie sich anzueignen. Diese wirksamste Weise heißt Wissenschaft oder die Erkenntnis, daß in all dem, was sich unseren Sinnen darstellt, allgemeine Gesetze herrschen, d. h. daß das Zusammen der Erscheinungen und ihre Aufeinanderfolge nicht willkürlich und beliebig ist, nicht zufällig bald so, bald so ohne Grund und Regel, sondern daß in allem, auch dem buntesten Wechsel Ordnung ist: wenn das und das sein soll als Erscheinung, so muß das und das zusammen sein; wenn das und das eintreten soll als Erfolg, so muß das und das voraufgehen. Und diese Constanz findet sich nicht bloß (bei genauerem Zusehen) in der äußeren Natur, sondern auch in unserem leiblichen Leben, und mindestens von daher auch in unserem geistigen, so daß sehr viele Seiten desselben, namentlich aber die geistige Gesundheit — daß wir z. B. nicht selbst wähnen von bösen Geistern besessen zu sein — von körperlichen Bedingungen abhängt. Diese Erkenntnis ist in ihrer Schärfe erst sehr neu, aber

etwas davon haben die alten Griechen gehabt, nach denen es eine φύσις, eine im ganzen bleibende Beschaffenheit der Einzeldinge und einen im ganzen regelmäßigen Natur- und Weltlauf giebt; und schon Herodot hat erinnert, daß diese Erkenntnis sich mit der Gottesvorstellung vertrage, Gott wolle sogar, daß wir in unserem Verfahren uns nach dieser bleibenden Beschaffenheit der Dinge richten sollten. Ich glaube, daß mein einstiger Lehrer, Richard Rothe, Recht hat mit der Behauptung, daß der Begriff der Natur in diesem Sinne im Alten Testament fehlt. Auf diese bleibende Beschaffenheit der Dinge und der menschlichen Natur selbst war z. B. auch die Kriegskunst und Kriegsübung der Römer gegründet, von der Josephus Arch. XIV, 16, 2 bemerkt, daß die Juden hierin, nicht aber in der Kühnheit beim Handgemenge hinter den Römern zurückstanden (s. auch Lebensbeschreibung 4). Daß das auf der festen Beschaffenheit in Natur und Leben ruhende Forschen den Juden fehlte, war den Heiden nicht entgangen. Es drückt sich in dem Vorwurf des Apion aus (Josephus gegen Apion II, 12), die Juden hätten keine der Bewunderung werte Männer hervorgebracht, Erfinder von Künsten oder durch Weisheit (in der Weise von Sokrates, Zeno, Kleanthes) ausgezeichnete Männer. Die Juden glaubten (s. die Stellen oben aus Josephus und Philo) Gott am meisten zu ehren, wenn sie sich mit Verschmähung aller menschlich-natürlichen Mittel auf ihn allein verließen. Selbst von den Dingen des täglichen Lebens glaubte man, daß sie nach der Unterweisung der Gottheit geschehen (Jes. 28, 26). Die durch die Griechen vorgebildete Wissenschaft wurde im Beginn der Neuzeit anregend für das westeuropäische Denken. Von da aus hat sich die moderne Wissenschaft entwickelt, welche zugleich immer mehr die wirksamsten Mittel lehrt, der leiblichen und geistigen Not der Menschheit abzuhelfen, also der Grundeigentümlichkeit Christi gerecht zu werden. Diese Natur mit ihrer Gesetzmäßigkeit kann sehr wohl als das Werk Gottes betrachtet werden, so daß Gottesverehrung und dienende Hilfe an den Menschen, wie der Arzt oder jeder nützliche Beruf leiblicher oder geistiger Art es thut, also das vollste Christentum, erst recht mit moderner Wissenschaft ausgeübt werden kann. Christus würde nicht im Zweifel sein, was er über alles das zu denken habe, worin nicht seine ursprüngliche Eigentümlichkeit bestand, sondern worin er sich den damaligen jüdischen Vorstellungen anschloß. Er würde sich sagen: das baldige Weltende, das ich mit vielen meiner Volksgenossen erwartete, ist nicht gekommen; die Wunder-

heilungen haben sich nicht als die mächtigsten erwiesen; Wunderspeisungen sind bei denen, die sich Christo anschlossen, nicht eingetreten. Worauf beruhte alles dieses, das ich vorfand und annahm als wirksamstes Mittel für Bethätigung dienender Hilfe? Alles das beruhte auf dem Alten Testament als einer glaubwürdigen, mehr als menschliche Glaubwürdigkeit verdienenden Urkunde. Das Gleiche war die Ansicht des Josephus und des Philo. Besonders die 5 Bücher Mosis haben bei Philo eine ganz ausnehmende Stellung und unter ihnen wieder das erste Buch, die Genesis. Ja, diese gilt noch heute den Juden als Inbegriff der Gotteswahrheit (Weill). Zwar hat Jesus schon kühn über Maßregeln, die auf Moses in denselben zurückgeführt werden (Ehescheidung), sein Urteil abgegeben, daß sie von demselben mit Rücksichtnahme auf die harte Art der Juden zugelassen seien, während der ursprüngliche Wille Gottes anders gewesen sei, aber ein Zweifel, daß gerade die Genesis diese Hochschätzung keineswegs verdiene, lag ihm fern. Aber von dieser kühnen Art aus würde er die Ergebnisse der modernen Wissenschaft in Bezug auf das Alte Testament um so eher aufnehmen. Hat er doch einen Hauptgedanken, mit dienender Hilfe allen Menschen, auch Feinden, zu begegnen, nicht auf das Alte Testament, sondern auf das Walten Gottes in der Natur gegründet, wie es unmittelbar jedem vorliege.

Die Ergebnisse moderner Wissenschaft in Bezug auf den Ursprung der alttestamentlichen Schriften sind der Hauptsache nach diese, gegründet auf die sprachliche Art der Bücher und auf Angaben oder Andeutungen in ihnen selbst, und auf Grund dieser Untersuchungen ergiebt sich als wahre Geschichte Israels: Vor Mose war Israel ein Conglomerat nomadischer Stämme, deren Religion wie die aller Naturvölker war; Stein-, Baum-, Wasserkultus finden sich. Gott wurde in Stiergestalt vorgestellt. Der Kultus der ehernen Schlange erhielt sich lange. Jahveh ist ein alter Gewittergott am Sinai, keineswegs blos hebräisch, Jahveh kommt (in Namen) auch sonst vor. Moses gab der Jahvehvorstellung gewisse geistig-sittliche Züge; der mosaische Ursprung der 10 Gebote aber ist zweifelhaft. Die Vorstellung Jahveh's wird von den Propheten weiter entwickelt. Das Nordreich, das sich bald vom Hause Davids trennte, hatte stets viel Gottesbilder, Altäre und kein geschriebenes Gesetz. Seine Angehörigen sind mit ihrer Deportation (722) aus der Geschichte verschwunden; ihre Religion unterschied sich nicht so stark von der heid-

nischen, daß diese Israeliten nicht im Heidentum aufgehen konnten. Das Deuteronomium (5. Buch Mose), um 621 ans Licht getreten, ist das erste schriftliche Gesetz Israels. Es ist eine Unterschiebung durch Hilkia, in der Sprache verwandt mit Jeremia. Jesaja war der Wegebereiter des Deuteronomium. Die Konzentration des Kultus in Jerusalem, eben 621, sollte vor allem eine Sitte und ein Recht im jüdischen Volke zur Geltung bringen. Die ältesten Anfänge der eigentlichen Litteratur sind die ältesten prophetischen Stücke, Jesaja 16, 15, Amos (760), Hosea. Die Propheten sind Sprecher im Namen Gottes, begeisterte Verkündiger des göttlichen Willens, Vertreter des Volksgewissens, Wächter der Bundestreue gegen Jahveh und der nationalen Unabhängigkeit gegenüber dem Ausland. Das Deuteronomium hat die Predigt eines Amos, Hosea und Jesaja zur Voraussetzung, welche jedoch selbst den Höhendienst nicht radikal abgeschafft wissen wollten. Jesaja nimmt noch keinen Anstoß an den Standsäulen (19, 19), welche Deuteronomium 16, 22 verboten werden. Unter dem Einfluß des deuteronomischen Gesetzes, also zwischen 621 und 433, wurde der größte Teil der Geschichtsbücher Israels redigiert (Richter, Samuel, Könige, wichtige Stücke des Hexateuch, d. i. 5 Bücher Mose mit Josua). Im Hexateuch findet sich sowohl prophetische als priesterliche Überarbeitung der Geschichte neben der deuteronomischen. In der Gestalt, welche die deuteronomische Redaktion gebracht hat, ist der Hexateuch im Exil oder kurz darauf Israels erste „heilige Schrift" geworden. Der Hexateuch enthält als Quellen J E P (den Jahvisten, den Elohisten, den Priesterkodex). Der Jahvist ist die Geschichte des Bundesvolkes Jahveh's, der Elohist die Geschichte der theokratischen Succession, der Priesterkodex die Geschichte der religiösen Institutionen Israels, des Priestervolkes. Diesen Quellen lagen selbst ältere Schriften vor und mündliche Tradition. Wellhausen hat die erfolgte Zusammenstellung so beschrieben und zugleich bewiesen: „Bloß den jüngsten Autoren des Alten Bundes und zwar erst in der Periode nach Esra war der ganze Pentateuch bekannt, die nur einigermaßen älteren Schriftsteller haben allein J E + D gekannt, während die ältesten blos J E gelesen haben oder sich eine solche Vorstellung von der Vorgeschichte gebildet haben, wie sie dort zu Grunde liegt." Der Priesterkodex ist ein Kompromiß zwischen den hohen prophetischen Forderungen und den Vorstellungen des Volkes. Der gesetzliche Kultus sollte (nach der Meinung der Bearbeiter) die Schale zum (prophetischen) Kern liefern. „Aus ursprünglich heid-

nischem Material wurde ein Panzer des Monotheismus geschmiedet.“ Jahveh war bei den Propheten immer mehr aus dem Gott Israels, neben dem es andere Götter anderer Völker gab, der einzig wahre Gott geworden, der alles in der Welt mit Rücksicht auf Israel leitet. Jeremias' Geschichtsbetrachtung ist: „Israel ist (zeitweilig) untergegangen, weil das Volk Jahveh's Willen ungehorsam gewesen ist.“ Schon vor dem Auftreten der schriftstellernden Propheten war der Glaube an eine letzte herrliche Zeit Israels durchaus volkstümlich (Amos 5, 8—20). Wenn man hervorgehoben hat, selbst der Priesterkodex stelle als das eigentliche Muster der Frömmigkeit den vormosaischen Erzvater Abraham auf, kenne also eine vom Kultusgesetz unabhängige Frömmigkeit, so wird doch auf Abraham zurückgeführt die Beschneidung, durch ihn wird der Berg Moriah als Tempelberg vorgeweiht, er ist hingestellt als um seiner Ausscheidung von der Heidenwelt willen von Gott unmittelbar mit Palästina für seine Nachkommen als ein Volk belehnt. Und dieser ganze Abraham, ja alle Patriarchen sind dabei nicht als geschichtliche Personen anzusehen. In der „H. Schrift A. T.'s, übersetzt von Kautzsch,“ ist eine synchronistische Tabelle oder eine Zusammenstellung alles dessen beigegeben, was als streng geschichtlicher Bericht zu betrachten ist: die Patriarchen fehlen gänzlich. Die erste aufgenommene Nachricht lautet: „Zwischen 2000—1600 hohe Kulturstufe Syriens (mit Palästina) infolge der gleichzeitigen Einwirkung ägyptischer und babylonischer Kultur.“ Ja, nach der babylonisch-assyrischen Korrespondenz westasiatischer Feudalherrn um 1500 mit Ägypten hat damals Jerusalem bereits existiert. Von all diesem wirklich Geschichtlichen weiß das Alte Testament nichts. Wie haben aber Esra (433) und Nehemia ihr Altes Testament, denn von da an hat erst das existiert, was man so nennen kann, durchgesetzt? Nur durch politische, von außen gestützte Gewalt. Die persischen Könige stützten ihre Herrschaft überall auf die Religion, so in Ägypten, bei den Griechen, bei den Juden. Hinter Esra und Nehemia stand die Macht des Großkönigs nicht blos den Umwohnenden gegenüber, sondern auch den anders gesinnten Elementen des eigenen Volkes gegenüber, wovon die betr. Schriften selbst starkes Zeugnis ablegen.

Was die Propheten angeht, welche die geistig-sittliche Seite der alttestamentlichen Religion fortbildeten und ausgestalteten, so reden sie durchweg im Namen Gottes. Soweit wir bei den späteren ihre Weissagungen kontrollieren können, so hat Jeremias seine Orakel

über die Scythen (bei der späteren Niederschrift) sehr frei auf die Chaldäer übertragen. Ezechiel hat in seinen Ansichten über die Zukunft oft geirrt. Jesaja (II) rief 45, 14 bereits dem König (Cyrus) zu, daß er Ägypten und Äthiopien unterwerfen werde, „denn bei dir ist Gott", aber durch den unglücklichen Zug gegen die Massageten und sein unerwartetes Ende wurde er daran verhindert. 49, 62 wird die Vereinigung aller Israeliten aus allen Orten der Welt in Zion geweissagt, was nie geschehen ist. Das esraische Judentum ist durch die Exilpropheten wesentlich vorbereitet worden. Der exilische Jesaja legt denselben Wert auf die Sabbatheiligung, wie das ganze Judentum nach ihm; in Ezechiel tritt hervor ein Übergang vom Prophetismus zum Levitismus (Ezech. 40—48; Lev. 17—26). Die Propheten sind ihrer Darstellung nach wesentlich als Dichter aufzufassen; so insbesondere die älteren, so wird noch Jeremias der Ruhm eines Dichters zuerkannt, der dem Drang seines Gefühls in Worten Ausdruck zu verleihen weiß. Ezechiel dagegen ist kein Dichter wie viele ältere Propheten. Von einem Messias ist bei den Propheten bis auf den zweiten Jesaja nicht die Rede.

Aus dem Prophetismus entwickelte sich die Apokalyptik, die Enthüllung über das (baldige) Weltende. Bei ihr ist die Weissagung die Hauptsache und nicht wie bei den Propheten ein Mittel, um zu warnen und zu trösten. Der „endliche Triumph der Sache Gottes auf Erden" ist Gegenstand der Apokalyptik. Haggai 2, 7, 27, zeigen, daß der Prophet seine Vorherverkündigungen mit solchen Erwartungen über Weltabschluß in Verbindung brachte. Der Höhepunkt alttestamentlicher Apokalyptik ist Daniel, der zwischen 167 und 165 wohl vor der Wiederweihe des Tempels durch Judas Makkabäus, also dem 25. Kislev, geschrieben ist, sich aber selbst in frühere Jahrhunderte als eine alte Weissagung verlegt. Hier wird das dichterische Element des Prophetentums zur offenen frommen Fälschung.

Von den Propheten gilt, was von den hebräischen Semiten überhaupt zu urteilen ist: „Persönliche Gefühle wissen die Semiten in all ihrer Tiefe sehr lebendig wiederzugeben, aber man vermißt bei ihnen das Talent, objektiv die Wirklichkeit, die ihnen gegenübersteht, in sich aufzunehmen." Das Gleiche gilt von den hebräischen Geschichtsschreibern: „sie haben nicht geschrieben, um die Wißbegierde zu befriedigen." „Der Anachronismus und die Subjektivität der älteren deuteronomischen Geschichtsbetrachtung muß freimütig eingeräumt werden." „Die Bücher Esra-Nehemia enthalten neben den mit den

Ereignissen gleichzeitigen Berichten viel späte Stücke, neben einfach historischen Nachrichten viel tendenziöse Erzählungen."

In den Psalmen setzt sich der Geist der Propheten fort. Der Psalter ist nämlich hauptsächlich das liturgische Buch des zweiten Tempels gewesen. Die Lieder des 4. und 5. Buches des Psalter spiegeln meist die kriegerische Makkabäerzeit und die Ausgänge der griechischen Periode wieder; keines kann vor dem Ende der persischen Zeit liegen. Aus dem zweiten und dritten Buch führen manche Lieder auf den Ausgang der persischen Zeit, andere in die Periode der Nachfolger Alexanders d. Gr. Die Lieder des ersten Buches gehören ebenfalls meist der griechischen und persischen Zeit an. Für frühere Zeiten bleiben nur 3, 4, 5, 11, 18 (allenfalls) übrig. Es giebt Gemeindepsalmen und Individualpsalmen.

Die Rückdatierungen später geschichtlicher Gestaltungen sind sehr zahlreich: unter der Herrschaft des priesterlichen Gesetzes (433) sind die Sängergilden der Leviten entstanden; Ezechiel kennt den hohen Priester noch nicht; im Deuteronomium (621) wird der Zehnte für die Opfermahlzeiten bestimmt, im Priesterkodex (433) muß er an die Leviten abgeliefert werden. Von Einfluß auf das abschließende Judentum waren die Anschauungen der Exilumgebung zweifellos: gerade für die Schöpfungsgeschichte, die Sintflut sind altbabylonische Sagen Vorbilder gewesen; die späteren Ausgestaltungen des Engelsglaubens sind eine Frucht des Exils; der Satan tritt erst nach dem Exil in der Bibel auf. Das alte Israel wußte nichts von einer Vergeltung nach dem Tode, es sei denn an den Kindern des Verstorbenen. Dies tritt am schärfsten hervor in der nachprophetischen Litteratur. Sicher vorhanden ist der Glaube an künftige Vergeltung im Buch Daniel, in der Weisheit Salomo's, im 2. Makkabäerbuch. Der Glaube an eine künftige Auferstehung findet sich erst Daniel 12, 3, dann 2. Makkabäer. Wohl mag der Auferstehungsglaube auf dem durch das Blut der Märtyrer getränkten Boden des Judentums in der Makkabäerzeit erwachsen sein ohne fremden Einfluß (Renan), aber kennen gelernt hatten die Israeliten im Exil solchen Glauben bei Anderen.

Grundgedanke von Propheten und von Gesetzlehre ist: Gott sorgt für Israel, sofern es den Willen Gottes — seines Stammgottes und allmählich des einzig wahren Gottes — erfüllt. Israel ist der Liebling Gottes, das Volk seiner Wahl. Damit, daß Gott doch ein Gott der ganzen Welt sein sollte, fand man sich so ab, daß, wie

Jesus Sirach es ausdrückt, Gott über jedes Volk einen Schutzengel gesetzt hat, während er das Volk Israel selber leitet, aber nichts geschieht ohne sein Wissen.

Übrigens ist der Monotheismus der Juden eine Ausnahme unter den Semiten. Es gab einen alten semitischen Pantheismus. Im 9. Jahrhundert, zur Zeit von Mesa's Inschrift, ist Jahveh bereits Nationalgott Israels. Die Inschrift zeigt einen König und einen Stammgott (Kamos), welche mit den Königen und Göttern der Nachbarschaft in Krieg liegen. Gott Kamos und Gott Jahveh sind bald Sieger, balo Besiegte. Als Siegverleiher gewinnt der Stammgott Gehorsam und ihm zum Wohlgefallen werden die gefangenen Feinde getötet. Die Anfänge einer geistig-sittlichen Auffassung des alten Gewittergottes Jahveh vom Sinai durch Moses wurden durch die Propheten fortgebildet zu dem Gott der 10 Gebote oder 10 Worte, zu dem Gott, der für Befolgung derselben Gedeihen und nationale Selbständigkeit des Volkes verheißt und gewährt. Immer mehr wurde dieser Gott aus einem Volksgott Israels der einzige Gott und Israel der Gegenstand seiner Fürsorge, die aber an sittliche und kultische Bedingungen geknüpft ist. Ganz wie es bei einem Berggewittergott naheliegt, wurde Jahveh auf Höhen verehrt und ein Bild außer dem des Lichtes und Glanzes drängte sich nicht auf. Daher verwarfen die Propheten die Bilder, aber die ältesten derselben, auch Jesaja, noch nicht die Höhen. Nach der Deportation der 10 Stämme wurde der Tempel zu Jerusalem auf dem Berg Moriah der einzige kultische Mittelpunkt. Dieser Gedanke eines Ortes unmittelbarer Präsenz Gottes bei seinem Lieblingsvolk blieb (s. o. Josephus). Mit Esra und Nehemia trat der Zwang ein gegen nicht so Gesinnte, noch mehr unter den Makkabäern, als Antiochus Epiphanes eine gewaltsame Hellenisierung der Juden versuchte, nicht ohne Anschluß unter ihnen selbst zu finden. Wenn man gemeint hat, reiner als im Tempel zu Jerusalem, zu dessen Gunsten 621 die sämtlichen andern Opferstätten vernichtet wurden, habe sich der prophetische Gedanke in den späteren gottesdienstlichen Häusern der Juden (den Synagogen) dargestellt, wie sie seit dem 2. christlichen Jahrhundert nachweisbar sind, so ist zu befürchten, daß, was sich damals aus geschichtlicher Not als alleinige Gottesverehrung herstellte und selbst heilsam erwies, als freiwilliger Vorschlag selbst bei den alten Propheten heftige Abweisung würde gefunden haben als ein Abfall von Jahveh; denn daß dieser für Israel und sich Kanaan zu seinem eigentlichen Sitze erwählt habe, ist die durchgehende Vorstellung des Alten Testamentes.

So ist das Judentum geworden, das wir zu Jesu Zeit finden. Man hat mit Recht bemerkt, daß auch die großen Götter der Heiden eine Tendenz (wie Jahveh) zeigten, allein Gott zu werden. Es ist dies auch vielfach geschehen, aber nicht so, daß Eine Richtung mit Gewalt sich gegen die anderen durchsetzte, wie es 621 unter Josia anfing, 433 unter Esra sich fortsetzte und von 167 an unter den Makkabäern fortschritt, sondern ohne solche politische Gewalt trat eine Verschmelzung der Einheitsrichtung der Einen mit der Vielheitsrichtung der Anderen ein, wie bei den Griechen Zeus und die übrigen Götter, bei den Römern Jupiter und die übrigen Götter zu einander stehen, wie bei den Stoikern die vielen Götter einzelne Seiten des Einen Gottes darstellen, im Neuplatonismus der eine göttliche Urgrund alle von den Philosophen gelehrten und von dem Volk überlieferten Götter aus sich hervorgehen ließ, wie in Indien der Eine Gott sich mit der Vielheit vereinigt hat, wie in China der Himmel Gott ist, aber die Genien in Natur, Berg, Fluß unter ihm walten. Nach der Art des Zustandekommens des jüdischen Monotheismus ist es erklärlich, daß demselben stets etwas Partikularistisches, etwas vom Stammesgott ankleben blieb, wie es noch aus der Formel des Siraciden erhellt, und wie die Heiden es wohl empfanden, daß der israelitische Gott immer bloß Israels Gott sei, und daß man Jude werden müsse in jeder Beziehung, um ihn zum Gott zu haben, welche Entnationalisierung ihnen doch innerlich, nicht mit Unrecht, widerstrebte. Nicht blos das Rituelle hat Christus vom Judentum abgestreift, nicht bloß die jüdische Moral weit über sich selbst geführt durch die Lehre, daß dienende Hilfe leiblicher und geistiger Art das Höchste sei, er hat durch den Satz, daß Gott seine Sonne leuchten lasse über Gute und Böse, und daß seine frohe Botschaft solle verkündet werden unter allen Völkern, etwas ganz anderes an die Stelle dessen gesetzt, von dem er auszugehen glaubte, und dessen letzter Abschluß zu sein er sich berufen meinte. Gewiß ist die sittlich-geistige Art, wie der Gottesglaube gefaßt wurde durch Moses und die Propheten, aller Anerkennung wert, aber eine göttliche Offenbarung in dem Sinne, wie sie sich selbst geben, sind sie nicht. Der Gedanke der Propheten, daß eine moralisch-kultische Verehrung Jahvehs die nationale Unabhängigkeit sichern müsse gegen jede Macht, hat sich nicht erfüllt. Gerade durch diesen prophetischen Gedanken ist auch das spätere Judentum um das Land der Verheißung und der Gottesnähe gekommen. Nur als die Juden gelernt hatten, treue Vasallen der Perser zu sein,

hatten sie sich selbst wieder installiert in ihrem Lande, und als Antiochus Epiphanes in ihr inneres Leben mit roher Hand eingriff, haben sie sich erfolgreich gewehrt unter der beginnenden Schwäche des Seleucidenreichs, und indem sie zugleich Anschluß an Andere suchten. Als sie nicht ohne Schuld der makkabäischen Dynastie mit den Römern in Beziehung gekommen waren, und ihre religiöse Existenz im ganzen unangetastet blieb, hat der prophetische Gedanke: wenn Israel Jahveh ausschließlich dient, wird es keinem fremden König oder Volk dienen, sie immer wieder aufgestachelt zum theokratischen Versuch, und sie sind dabei völlig unterlegen. Unterdessen war aber aus ihnen eine religiös-sittliche Macht hervorgegangen, welche sie selbst mehr in den Hintergrund treten ließ, so daß sie mehr in ihrer angestammten und ererbten Weise lebten, aber ohne politische Selbständigkeit.

Nach diesen Ergebnissen moderner Wissenschaft würde sich Christus nicht mehr wundern, daß seine durch das Alte Testament angeregte Erwartung baldigen wunderbaren Weltendes nicht in Erfüllung gegangen ist, daß die Wunderheilungen unter den Christen allmählich verschwunden oder ganz zurückgetreten sind, daß andere Wunderkräfte ebensowenig sich erhalten haben. Er würde sich um so weniger darüber wundern, als all die bez. Hoffnungen mit auf den alttestamentlichen Überlieferungen beruhten, die meist sich gar nicht als geschichtlich erwiesen haben, mehr Wünsche waren über Vergangenes und Zukünftiges, wenn nicht geradezu Fälschungen, wie auch in christlichen Zeiten fromme Fälschungen, zu sehr wohlgemeinten Zwecken, bald gekommen sind, und oft erst nach Jahrhunderten es gelungen ist, sie als solche aufzudecken. Selbst die hebräische Sprache wird von den wissenschaftlichen Forschern mehr für geeignet gehalten, Gemütsbewegungen wiederzugeben, die hebräischen Schriftsteller allgemein als subjektiv gekennzeichnet, d. h. mehr Gefühlen und Wünschen von da aus hingegeben und wenig geschickt, objektive Wirklichkeit, d. h. Dinge und Menschen ohne Einmischung der eigenen Gefühle und Neigungen aufzufassen. So gaben sie wieder, was sie fühlten und von ihren Gefühlen erregt dachten; dies war ihnen die natürliche Art, aus der solches hervorging, das wir noch nachempfinden und wertschätzen können, und solches, was uns nicht anspricht; denn Gefühl und das von da aus erregte Denken oder die Phantasie sind sehr mannigfaltig und verschieden unter den Menschen. Die Hebräer hielten ihre subjektive

Art, ihr religiöses Gefühl und Denken, für die einzig wahre, was es selbst unter ihnen nur dadurch geworden war, daß sie Israeliten von anderer subjektiver Art nicht duldeten und eventuell austilgten, aber anderen Völkern war ihre subjektive Art ebenso natürlich und doch anders, und wir lernen über den Menschen und die menschliche Art aus dieser Verschiedenheit nicht wenig. Vieles von der jüdischen Art befremdet uns nur darum wenig, weil wir es christlich umzudeuten gewohnt sind, und Völker von nicht christlich umdeutbarer Art können andere Seiten gehabt haben, die wir nachzuempfinden vermögen und hochzuschätzen allen Grund haben. „Die Götter der alten Babylonier," so ist aus den Keilinschriften ermittelt worden, „vermögen alles, wissen alles; sie greifen wunderbar ein in die Geschicke der Einzelnen wie der Gesamtheit und offenbaren sich Menschen zumeist im Traum, in Nachtgesichten. Gott ist barmherzig und gnädig, er wendet sich gern zum Sünder, erfreut ihn mit seiner Gnade. Die Gottheit nimmt sein Opfer gnädig an und segnet ihn mit langem Leben und reicher Nachkommenschaft. Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode berühren sich mit dem Alten Testament (Scheol). Die Gesetze (bürgerliche) galten als heilig, selbst für den König unverbrüchlich. Die Babylonier dachten keinen Gott gekränkt, wenn man ihm einen anderen überordnete, oder wenn sie den eben erst als höchsten Gott gefeierten Gott bei nächster Gelegenheit durch einen allerhöchsten Gott ersetzten. Diese Altbabylonier hatten eine Kenntnis des gestirnten Himmels, die sich der des Mittelalters zur Seite stellen läßt. Ihr Maß- und Gewichtssystem war in Vorderasien verbreitet und war von Einfluß auf die griechische Kultur." „Die Religion der Assyrer ist ernster und weniger sinnlich als die ägyptische. Assur wurde der König aller Götter. Die assyrischen Truppen sind die Truppen des Gottes Assur, ihre Feinde Feinde des Gottes Assur." So drückte sich verschiedene Volksart aus. Bei den Iraniern war maßgebend der Gegensatz der Götter des Lichtes und der Finsternis; syrophönicisch ist der schroffe Gegensatz sinnlicher und seelischer Erregungen, ägyptisch das überwiegende Interesse für das Leben nach dem Tode. In Griechenland waren mannigfache Kulte, manche davon sind anders erkannt, als man früher es wußte. „Die heilige Handlung, die in Eleusis jedes Jahr im Herbst vorgenommen wurde, bestand in der Aufführung eines Passionsspiels, dessen Gegenstand die Leiden der Demeter nach dem Raub der Persephone durch den Hades und die Wiedervereinigung der Göttin mit ihrer Tochter bildeten. Dabei

wurden Lieder vorgetragen, welche die Bedeutung der Ceremonien erklärten und den Zuschauern ein seliges Leben nach dem Tode in Aussicht stellten. Die Einweihung in diese Mysterien war jedem gestattet, der darum nachsuchte, Einheimischen und Fremden.“ „Das wahre Leben lag für den Orphiker (im 6. Jahrh. vor Chr. sicher nachweisbar) erst im Jenseits; die Mittel, um dort der Seligkeit teilhaftig zu werden, waren neben einem sittlich reinen Lebenswandel namentlich strenge, bis zur Askese gesteigerte Beobachtung der rituellen Vorschriften, vor allem aber die Weihen (τελεταί), kein Genuß animalischer Nahrung, daher auch das blutige Opfer aus dem Kultus beseitigt wurde.“ Die Griechen hoben gegen die Juden wie einen Vorwurf hervor (Josephus gegen Apion II, 22): „ein Bild ist nicht im Tempel zu Jerusalem noch überhaupt eine Weihgestalt, auch keine Anpflanzung ist dabei, etwa eine hainartige oder dergleichen.“ Tacitus drückt das römische Gefühl darüber in gleicher Weise aus: et inania arcana, das Allergeheimgehaltenste war leer. Dem Griechen drängte sich, sowie er religiös erregt war, sofort eine herrliche Gestalt oder ein wunderhübscher Baum oder Hain vor das geistige Auge, ihm war das ein Erzeugnis seines Gefühls in der Phantasie und zugleich eine Stütze und ein Halt desselben, er kam sich gehoben vor in solcher Vorstellung. Von da aus entstand auch unter den griechischen Christen bald das Streben, Gott sich menschlich nahe zu bringen, was seinen höchsten Ausdruck in dem Dogma von der Menschwerdung Gottes in Christo und der Vergottung des Menschen (Christen) durch Christum fand, ein Gefühl, das noch als höchstes die griechische Frömmigkeit, auch wie sie nach Rußland übergegangen ist, beherrscht; die Menschwerdung Gottes setzt sich nach demselben gleichsam immer noch fort. Daß die italienische christliche Frömmigkeit, wie die altlateinische, vorzüglich in Riten und Gebräuchen besteht (Ceremonien), haben moderne Italiener selbst bemerkt; das Papsttum hat das nicht bewirkt, es ist selbst hierin der Ausdruck der italienischen Volksart. Von asiatischen Völkern führe ich an, was ein Japaner neuerlich über seine eigene Nation und ihre geistige Art geschrieben hat: „Ehrgeiz, Gefühl, gesunder Verstand und künstlerischer Geschmack haben unter den geistigen Thätigkeiten des japanischen Volkes eine hervorragende Rolle. Der Buddhismus ist mehr die Stimmung des Alters (Resignation und Ruhe). Dem Confucianismus verdankt Japan einen Reichtum von sittlichem Inhalt im Leben: zwischen Vater und Sohn soll Liebe, zwischen König und Unterthan Pflicht, zwischen Mann und

Frau geeignete Scheidung der Thätigkeiten, zwischen Alt und Jung Ordentlichkeit, zwischen Freund und Freund Treue herrschen. Schintoismus war in seinen frühesten Anfängen entweder Schamanismus (Zauberheilkunst) oder einfache Anbetung des Himmels und entwickelte sich sehr früh zur Verehrung des Mikado. Seit Mitte des 18. Jahrh. fand eine Wiederbelebung des Schintoismus statt als nationale Hebung (gegen Chinesentum und Buddhismus), loyale Ergebenheit wurde Grundgefühl. — Monogamie als einzig wahres Prinzip sozialer Ordnung und sexuelle Reinheit als Pflicht für Männer wie Frauen waren (in Altjapan) niemals klar eingesehen. Das Beispiel der (christlichen) Missionare hat hier sehr heilsam gewirkt. Neujapan hat die außerhalb der gesellschaftlichen Gleichheit (outcast) stehende êta-Klasse von sozialer und politischer Schmach befreit, hat die Leibeigenen von der Last unzähliger feudaler Forderungen befreit, hat allen Klassen des Volkes politische Rechte und soziale Privilegien gegeben." Sehr gut kennen wir die indische Religion und ihre Geschichte. „Noch heute ist das ganze Leben des Hindu durchdrungen von seiner Religion, seinem Kultus, diesem gleichsam gemeinschaftlichen Leben desselben mit seinen Göttern, die ihm so gewiß sind wie sein Dasein." Dabei stellt sich der indische Pantheismus in seiner Selbstschätzung über das Christentum. In den Veden nach ihrem ursprünglichen Sinne sind die Inder ein Hirten- und Kriegervolk mit Göttern, etwa wie wir uns die alten Deutschen und ihre Götter mit Walhalla denken, wo sie auch die gefallenen Krieger aufnehmen; erst in den Gangesländern hat sich die indische Denkweise entwickelt. Zuerst hatte das Opfer die große Macht über die Gottheit, das Wort des Priesters, sein Gebet, wurde selbst als schöpferisch gedacht (Brahm); als die Askese aufkam, das Waldleben im Alter, das Zurückziehen von der sinnlichen Welt und der Welt des stets befleckten Handelns, gewann gleiche Macht über die Götter die B u ß e, so daß vor einem Büßer und seiner werdenden Gewalt die Götter zittern. Die Vielheit der Götter bestand damit, daß immer ein Gott, je nach Bedürfnis gerade, als der oberste gepriesen wurde. Aus diesem jedesmaligen Eingott (Henotheismus) wurde allmählich der Eine Gott, von welchem die Einzelgötter nur Ausgeburten sind, der Monotheismus, und von welchem auch alles Gewordene überhaupt Ausgeburt ist, der Pantheismus. Der menschliche Geist ist in seiner Tiefe Brahma selbst, und durch Zurückziehung aus der Welt und durch Erkenntnis kann der Mensch zu dieser Einsicht schon hier gelangen: er ist das Brahm.

Wir Abendländer würden sagen, daß lange Zeit die Entwicklung der indischen Religion eine durch schamanistische Tendenzen geleitete ist; der Mensch will (Zauber-) Macht über die Götter gewinnen, und selbst der indische Pantheismus enthält noch diese schamanistische Tendenz, der Mensch ist in seinem innersten Wesen selbst das Brahma und mit dieser Erkenntnis selig und allem Leid des Werdens und Wiederwerdens in neuen Geburten entnommen. Daß auch hier wie bei den Altisraeliten Subjektives vorliegt, Gefühl und Phantasie, zeigt sich nicht bloß darin, daß die Inder in aller objektiven Wissenschaft (Naturerkenntnis und Geschichte, selbst Geographie) nie etwas erreicht haben, dagegen in Poesie und religiöser Philosophie sehr groß gewesen sind — formale Mathematik hat auch die späteren Griechen nicht vor phantastischen Vorstellungen bewahrt —, sondern es zeigt sich diese Subjektivität auch darin, daß der Buddhismus die Phantasieseite fallen ließ und bloß die Gefühlsseite beibehielt: das Gefühl der Nichtigkeit sinnlichen Genusses erfüllt ihn und das Gefühl der Vergänglichkeit alles irdisch Erreichbaren, aber ebenso auch das Gefühl, daß durch innere Lostrennung vom sinnlichen Streben und damit zusammenhängender Thätigkeit man gleichsam den Keim des Werdens in sich tilgt, so daß er nicht mehr aufgeht, der Mensch also auch in den Wirbel des Geborenwerdens und Sterbens nie mehr zurückkehrt, und dies Gefühl, der Welt abgestorben zu sein, beseligt, führt in Nirvana ein. Auch hier ist eine schamanistische Macht, aber in bloß subjektiver Weise, dem Menschen gegeben, und auch die Erscheinungen werden bloß nach diesem subjektiven Werte gefaßt, gar nicht in ihrem Ansich untersucht (indischer Positivismus). Auch den Islam und seine Geschichte kennen wir sehr wohl. Mohammed war unzweifelhaft in seinen religiösen Erlebnissen (Gefühl und Phantasie unter Anregung von dem, was er auf seinen Reisen sah) subjektiv ehrlich; so lange er aber in Mekka bloß lehrte und predigte, erreichte er wenig, als er nach Medina flüchtete und im Kampf mit seinen Gegnern in Mekka die Kriegs- und Beutelust der Araber in den Dienst seiner Religion nahm, wurde er Stifter einer Weltreligion, die aber immer herrschen und erobern mußte, wenn sie blühend bleiben sollte. Seitdem der Islam vor den in Europa durch wissenschaftliche Technik erstarkten Völkern zurückweichen mußte, ebenso in Indien vor den Engländern, in Centralasien vor den Russen, ist zwar der Glaube immer noch mächtig bei den betreffenden Völkern, aber ihr Dasein ist gleichsam hohl und matt geworden. Noch blüht der

Glaube als subjektive Macht: „Alle Asiaten niederen Standes charakterisiert blinder Fanatismus und unerschütterlicher Glaube.“ „Die Zeit des Gebets ist die Zeit, in welcher der Moslime seine heißesten Wünsche seinem Schöpfer offenbart, mit ihm in unmittelbarem Verkehr zu stehen glaubt; er erhebt sich vom Gebet mit dem Ausdruck sichtlicher Vergnügtheit und strahlendem Auge, froh und heiter.“ Der Höhepunkt der islamischen Frömmigkeit ist die Vision. „Die mühevollen Noviziate der Derwische endigen nicht eher, bis das zum Skelett abgemagerte Individuum von Visionen und nächtlichen Träumen berichten kann, in denen ihm längst heimgegangene Persönlichkeiten oder der Prophet selbst erschien.“ Unter den osmanischen Sprüchen drücken manche diese Gemütsart des Orients treffend und edel aus: „Wer an Allah glaubt, ist nie verlassen,“ d. h. fühlt sich nie verlassen; geht er irdisch unter, so hofft er Himmlisches, und „eine schöne Hoffnung ist halbes Glück,“ sagt ein özbegisches Sprüchwort.

Ein gebildeter Perser, Moslem, hat zu Vambery in Bezug auf europäische Wissenschaft den Ausspruch gethan: „Das Geheimnis der Zeugung und des Vernichtens ist doch nur einem einzigen Wesen eigen; ist es daher thöricht zu nennen, wenn wir nur in dem höchsten Wesen das Zentrum alles Wissens und Forschens suchen?“ Vambery meint dazu: derselbe Ideengang leite auch Buddhisten (soweit sie sich den religiösen Volksanschauungen wieder genähert haben), Brahministen und viele Christen. Man könnte weiter gehen und sagen: es ist gewissermaßen die zur Vorherrschaft gekommene religiöse Vorstellungsweise als solche. Indem man Gott hat, glaubt man damit auch die Macht über alles von ihm Abhängige gewonnen zu haben. Gerade im alten Judentum ist diese Vorstellung sehr stark gewesen und von da auf das Christentum übergegangen, wenn auch, nachdem sich die baldige Wiederkunft Christi nicht erfüllte, vielfach abgewandelt. Jener Spruch ist aber nicht haltbar. Gewiß ist das Geheimnis der Zeugung (des Schaffens) und der Vernichtung uns nicht offenbar, aber wir können erkennen, in welchem Zusammen und Nacheinander der Erscheinungen Gott schafft (d. h. in die Erscheinung treten läßt) und vernichtet (d. h. aus der Erscheinung wieder verschwinden läßt), und so können wir einen Einfluß darauf gewinnen und gerade dadurch in der dienenden Hilfe gegen den Nächsten im Sinne Christi ganz anders wirken, als das früher möglich war. Die jetzigen Krankenheilungen

nach leiblicher und geistiger Seite sind ein Beweis davon, die stete Vermehrung der Lebensmöglichkeit (statt wunderbarer Speisung) desgleichen. Aber gerade dem Islam ist es ein unerträglicher Gedanke, daß die Natur und Menschenwelt auch nur im ganzen einen regelmäßigen Lauf haben sollte; die Verbindung des Islam mit aristotelischer Philosophie, die im Mittelalter diesen Gedanken vertrat, ist von Algazel bekämpft und durch seinen Einfluß aus dem Islam vertilgt worden. Der Naturlauf ist noch heute dem Islam die bloße Gewohnheit des göttlichen Wirkens, an die Gott daher nicht gebunden ist, und auf die wir daher mit Festigkeit nie rechnen können. Es ist alles Kismet, Bestimmung, d. h. grundloser und zugleich regelloser Wille Gottes. Dies Gefühl kann sehr erhebend sein, sich ganz in die Hand des Allmächtigen zu geben, und trotz Schein des Gegenteils doch immer auf Barmherzigkeit im letzten Grunde zu hoffen, aber es ist subjektiv. Der Naturlauf scheint nur regellos, ist aber, wenn auch in sehr verwickelter Weise, unter Regeln stehend, und diese sind von Gott, und daß wir sie zu erkennen vermögen und darnach einzuwirken auf die Natur, ist auch von Gott, und ist die erfolgreichste der Weisen, die von ihm sind.

Schon das Judentum und dann das Christentum hat sich in Beziehung mit der Wissenschaft zu halten versucht durch den Zweckbegriff. Bei Josephus gegen Apion II, 22 heißt es: „Die Naturdinge hat Gott gemacht, nicht mit den Händen, nicht mit Mühe, ohne irgendwelcher Mitarbeiter zu bedürfen, er wollte sie als schöne (καλά), und sofort waren sie in schöner Weise entstanden.“ So berührte man sich mit dem Platonismus, der Gott nach den Ideen des Besten diese Welt gestalten ließ, und mit Aristoteles, nach dem Gott und die unter seiner Anregung wirkende Natur stets das Beste anstreben. Dieser Gedanke des Zweckes, eines Besten, kann viel von Gefühl und Phantasie aufnehmen und hat das stets gethan, wie die sehr verschiedenen Zwecke und Güter, welche aufgestellt wurden, zeigen. Gerade hier ist es darum angezeigt, sich nach etwas Objektivem umzusehen, wie es die moderne Wissenschaft nach und nach geboten hat. Wissenschaft überhaupt ist, wo nach logischen Regeln, die ihrer Natur nach alle anerkennen, auf Grund von Thatsachen, die Jedermanns Nachprüfung zu Gebote stehen, Ansichten aufgestellt werden können. Thatsache im modernen Sinne meint etwas, das genau und sicher festgestellt ist, oder etwas, worauf das genau und sicher Festgestellte

unmittelbar in Gedanken hinweist. Es hat sich nämlich im Lauf der letzten Jahrhunderte herausgestellt, daß weder die nächste Wahrnehmung noch der nächste ausdeutende Eindruck, der sich an die Wahrnehmung anschließt, als genau und sicher kann festgehalten werden. Nach der nächsten Wahrnehmung geht ein irdischer Körper, der durch Stoß in Bewegung versetzt ist, bald in Ruhe über, und daran schloß sich als nächste Ausdeutung, daß ein Körper ein ihm mitgeteiltes Bewegungsquantum aufzehre und dann eben ruhe. Die genauere Beobachtung führte Galilei auf das Gesetz, daß ein Körper eine angefangene Bewegung in gerader Linie ohne Ende fortsetzen würde, wenn er nicht durch Widerstand gehemmt werde. Der nächste psychologische Eindruck ist, daß wir einiges behalten, anderes vergessen; genauere Beobachtungen legen nahe, daß alles gleichsam wie in einem Phonographen in uns niedergelegt ist, besonders was den Gehörsinn getroffen hat. Einer der neuesten Fälle dieser Art ist der mit dem Apothekerlehrling, der in einer Morphiumvergiftung große Stellen aus dem 6. Buch der Odyssee griechisch aufsagte, obgleich er nie Griechisch gelernt hatte. Auf Nachforschungen stellte sich heraus, daß er als Knabe ein Zimmer neben Gymnasiasten gehabt hatte, die in den Morgenstunden jenes Buch lasen und memorierten. Durch diese genaue Beobachtung hat sich die Bedeutung der quantitativen Bestimmungen bei den Naturdingen herausgestellt, während Altertum und Mittelalter das Qualitative für das Maßgebende in der Natur hielten. Durch sie ist die Unzerstörbarkeit der durch das Gewicht gemessenen Masse im gegenwärtigen Weltlauf sichergestellt: eine gegebene Menge eines Stoffes, z. B. Eisen, kann die mannigfaltigsten Umwandlungen chemischer oder physikalischer Natur erfahren und aus diesen Umwandlungen als Eisen wiederhergestellt werden. Dabei sind die Umwandlungen von Licht, Wärme, Elektrizität in mechanische (Bewegungs-) Energie und die umgekehrten sehr gewöhnlich; bei elektrischen Anlagen wird die mechanische Energie meist über den Mittelweg der Wärme aus der chemischen Energie gewonnen, an der einen Stelle in elektrische verwandelt, nach der Übertragung wieder in mechanische umgesetzt. Diese Umwandlung der Naturkräfte nach ganz bestimmten Gesetzen, so daß, wenn die eine meßbare Größe gegeben ist, auf die andern gefolgert werden kann, zusammen mit dem Gesetz der Erhaltung der Masse, legt den Gedanken einer großen mathematisch-mechanischen Intelligenz nahe im Hintergrund dieser Vorgänge. Die zunächst an der Erde gewonnenen genauen Erkenntnisse über die unorganischen Naturkörper

sind auch für den Himmel festgestellt. Die Schwere als allgemeine Eigenschaft aller Körper hält die Gestirne in ihren Bahnen zusammen; durch die Spektralanalyse sind in großer Zahl die chemischen Elemente der Erde auch in den Sternen aufgezeigt; die Verwandtschaft der Natur und Beschaffenheit der Fixsterne mit unserer Sonne steht spektroskopisch fest. Durch unser Planetensystem ist aber auch der Gedanke einer Entwicklung desselben nahe gelegt (abgewandelte Kant-Laplace'sche Hypothese). Daß die Planeten unseres Sonnensystems in vielen Einzelheiten gleiches Verhalten zeigen (Bewegung von Westen nach Osten um die Sonne, nahezu kreisförmige Bahnen, Achsendrehung der Sonne und Planeten von Westen nach Osten) deutet darauf, daß an ihrer Stelle ursprünglich ein ausgedehnter kugelförmiger Nebelfleck war, der bis über die Bahn des Neptun hinausreichte und sich um seine Achse von Westen nach Osten drehte. Durch Ablösungen entstanden nach und nach die Planeten, während der Kern sich allmählich zur Sonne ausbildete (durch Verdichtung und infolge dessen Temperaturerhöhung). Verschiedene Stadien der Verdichtung sind nach der Spektralanalyse bei vielen Sternen außerhalb unseres Planetensystems anzunehmen. Wenigstens die Hälfte aller Sterne sind Doppelsterne, die sich aus einem ursprünglichen Nebelfleck entwickelt haben. Als unsere Erde sich von dem Zusammenhang mit der planetarischen Welt zur Selbständigkeit loslöste, war sie eine rotierende gasförmige, dann flüssige Kugel. Die durch fortschreitende Abkühlung der Erde bewirkte Kontraktion derselben ist die Ursache der Gebirgsbildung (Schrumpfung). Die Erde hat Schwankungen der Konfiguration und des Klimas im Laufe der Zeiten erfahren. Daß Gesteinsarten aus dem Wasser abgesetzt sind, liegt zu Tage (Sedimente mit Seetieren darin; Steinkohlen aus vorweltlichen Pflanzen; Salzlager; tierischer Ursprung des Petroleums). An Stelle des ägäischen Meeres dehnte sich einst ein festes Land aus, das die griechische Halbinsel mit den Ländern Kleinasiens verband. Das Schwarze, Kaspische und Aralmeer bildeten einst ein einziges Meer u. s. w. Nach der Entwicklungslehre Darwins, soweit sie thatsächlich feststeht, giebt es in den organischen Wesen Variation, spontanes Entstehen kleiner Änderungen. Diese können der Erhaltung des bebetreffenden Wesens und seiner Fortpflanzung günstig sein, sind es aber keineswegs immer. Oft ist mit der Variation speziell eine Differenzierung, eine Vermannigfaltigung der Organe und Funktionen verbunden. Bemerkenswert ist, daß gerade die durch bunte Zusammen-

setzung oder Größe oder Zeichnung hervorragenden Tiere, solche z. B., die Pferd, Kamel und Elefant zusammen glichen, die Dinosaurier, die Ammoniten, am schnellsten verschwanden. Noch heute ist bei menschlichen Riesen das Gehirn meist relativ klein, sie sind weder geistig noch körperlich besonders ausgezeichnet, ihre Gesundheit ist eher schlecht und sie sind kurzlebig. Die Variation ist daher an sich ein neutraler Vorgang, aber oft schließt sich an sie bessere Erhaltung und Fortpflanzung, also objektive Zweckmäßigkeit an zugleich mit der Differenzierung.

Diese Auffassung der Zweckmäßigkeit der organischen Wesen als einer bloß relativen stimmt durchaus mit den genauen Ermittlungen über die unorganische Natur. Wenn wir aus der unorganischen Natur und dem Wirken ihrer Elemente unter einander den Eindruck einer großen mathematisch-mechanischen Intelligenz empfangen, so entspringt aus den Vorgängen der organischen Natur der einer auf Grund der unorganischen Elemente stetig stattfindenden Veränderung, innerhalb deren sich nur das objektiv Zweckmäßige, d. h. Leben erhaltende und fördernde längere Zeit behauptet, aber eben wegen der Unaufhörlichkeit der Veränderung ist ein letzter Zweck, ein Endzweck, in dem alles zur Ruhe kommt, in der organischen Natur ausgeschlossen. Ein wichtiges Nebenergebnis dieser Auffassung ist, daß keineswegs alles in der Natur als zweckmäßig behauptet werden darf, sondern jedes immer erst die Probe bestehen muß, ob es erhaltend und fördernd wirkt. Es ist also die Zweckmäßigkeit in der organischen Natur eine eingeschränkte: das Spiel der Kräfte ist ein stetes; aus ihm ergeben sich mit lebenerhaltende und -fördernde Abänderungen, welche Bestand haben und zu noch Höherem führen, aber ohne absehbares Endziel. Die Veränderung an sich ist so ein Hauptstück der Welt. Wir gewinnen damit für Gott als Schöpferkraft von der wissenschaftlichen Welterkenntnis aus den Eindruck mathematisch-mechanischer Intelligenz in der unorganischen Natur und ihren Prozessen, auf Grund derselben in der organischen Natur stete Variation, unter den Variationen lebenerhaltende und -fördernde in den bezüglichen Einzelwesen mit oft lange fortgehender Differenzierung ihrer Teile und Funktionen.

Das Nervensystem und die Sinnesorgane sind aus der Epidermisschicht der Haut entwickelt, nicht nur Nase, auch Auge und Ohr. Das Großhirn der Wirbeltiere entwickelt sich phylogenetisch

aus dem Riechzentrum. Alle großen Gruppen von Wirbeltieren haben zuerst kleine Gehirne gehabt. Die Evolution hat also auch statt bei Nerven und Gehirn. Obwohl wir nun erfahrungsmäßig Empfindung und Bewußtsein nur kennen, wo Nerven und Gehirn sich evolviert haben, so können doch Empfindung und Bewußtsein nicht aus Nerven und Gehirn, überhaupt nicht aus dem Unorganischen oder bloß Organischen (den Zellkräften) erklärt oder begriffen werden. In der unorganischen Materie sowohl als in der organischen ist zuletzt nach der Wissenschaft das Quantitative und die örtliche Bewegung das Maßgebende; vielen dieser quantitativen Bewegungseinwirkungen entspricht im Bewußtsein ein davon ganz Verschiedenes, obwohl ihnen gesetzmäßig Korrespondierendes (Farben, Töne u. s. w.). Aber auch wo denselben Größen- und Bewegungsempfindungen korrespondieren, sind diese von den sie verursachenden realen Vorgängen etwas Verschiedenes. Denn eine Vorstellung von 30 Meter Länge ist nicht selbst 30 Meter lang, die Vorstellung von 1000 Kilogramm schwer hat gar kein Gewicht, die Vorstellung einer Vorwärtsbewegung von 100 Kilometer in der Sekunde bewegt sich nicht selbst. Nerven und Gehirn machen daher nicht Empfindung und Bewußtsein, auch bei den Tieren nicht, sie sind nur Bedingungen für deren Hervortreten bei uns und uns ähnlichen Wesen.

Das das Geistige bei den Tieren körperlich bedingt ist und überwiegend im Dienst des Körpers, d. h. der physischen Selbsterhaltung und der Erhaltung der Art steht, ist unzweifelhaft. Die Mutterliebe der Tiere ist auf das stärkste organisch bedingt und hört auf, wenn die Zeit z. B. des Brütens, Fütterns und Führens der Jungen vorüber ist, oder mit dem Zurücktreten der Milch, also mit der Umstimmung des Organismus. Wurden jungen Hunden die Riechnerven durchschnitten, so büßten sie viel von der sonstigen Intelligenz und Anhänglichkeit ihrer Rasse ein. Zahllose Fälle von irrtümlichen Instinkten kommen vor. Seltene und nur zufällig sich eröffnende Quellen von Gefahren werden nicht vermieden. Die Instinkte sind auch nicht immer nützlich: Bienen berauschen sich an Most und kommen zu Tausenden dadurch um; Schafe, Ziegen, Rinder fressen sich bis zum Platzen am jungen Klee satt; erhitzte Pferde saufen; Kaninchen, Mäuse, Frösche haben keine Scheu vor Schlangen, ihren natürlichen Feinden; ein verwundetes herbivores Tier wird von seinen Herdegenossen angegriffen und durchstoßen; die Spinne greift das Männchen sofort nach der Paarung wütend an und frißt es auf.

Associationen kommen bei Tieren vor, oft auch blinde, selbst bei Pferden und Hunden. Lernen hat statt: Lämmer, ohne ihre Mütter ausgeführt, fressen leicht giftige Kräuter. Beispiele von Intelligenz sind zahlreich: alte bepackte Maultiere wählen nur solche Durchgänge zwischen Felsen und Bäumen, die breit genug sind, und machen deswegen oft große Umwege; die birmanischen Affen wählen sich am Ufer flache Steine aus, tragen sie über 100 Ellen weit an die Grenze des niedrigen Wassers, öffnen durch einen Schlag mit dem Stein die dort lebenden Austern und essen sie. Die Ameisen im tropischen Südamerika tragen große Mengen ausgeschnittener Blattstückchen dem Neste zu und benutzen sie als Dünger zur Züchtung eines Pilzes, von dem sie sich ernähren. Im Innern des Nestes findet sich der Pilzgarten. Diesen nehmen sie bei einem Umzug mit. Keine Ameisengattung frißt die zu einer andern Ameisengattung gehörigen Pilze. Die sogenannten Sklaven bei den Ameisen sind Hilfsameisen, Gehilfen im Nestbau und der Brutpflege, aus geraubten Puppen erzogen. Ihre Herren sind ausschließlich Jagdameisen und werden von den Sklaven mit dem frischen Saft der Blattläuse, deren Zucht sie eifrig treiben, gefüttert. Die Ameisenmutter pflegt die Eier nicht, das ist Sache der Arbeiterinnen. — Bei den höheren Tieren, welche dem Menschen am nächsten stehen, ist unzweifelhaft die Rolle des Großhirns. Nach Entfernung desselben fallen beim Hunde alle Äußerungen fort, welche auf Verstand, Gedächtnis, Überlegung und Intelligenz schließen lassen. Allgemein büßen die Wirbeltiere durch den Verlust des Großhirns die willkürlichen Bewegungen ein, verharren in einem soporösen, schlafähnlichen Zustand und bewegen sich nur noch insoweit, als äußere Reizungen den erhaltenen Bewegungsmechanismus in Thätigkeit setzen.

Hiernach ist es mit der Zweckmäßigkeit der geistigen Seite im Tierreich ebenso wie mit der Zweckmäßigkeit der physiologischen Seite desselben; das Geistige steht im Dienst der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Art, es entwickelt sich, wie die physiologische Seite, mannigfaltiger und höher, aber nicht jeder Zug desselben ist an sich erhaltend und fördernd, weder für Individuum noch Art, es kommen geradezu Bizarrerien vor, so daß auch das Geistige und seine Variation an sich neutral ist und nur dabei Erhaltendes und Förderndes mit vorkommt, was dem betreffenden Wesen dann einen hohen Rang unter den Tieren giebt.

Wie ist es nun mit dem Menschen? Körperlich wird der Mensch

seit Langem zum Tierreich gerechnet, aber auch Anzeichen der Descendenz finden sich. Der Fuß des jetzt lebenden Menschen ist offenbar aus einem Greiffuß hervorgegangen, die kleine Zehe des Menschen ist im Begriff, sich aus einer dreigliedrigen in eine zweigliedrige zu verwandeln, da sie beim Gehen keine oder nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt; der menschliche Embryo hat in früheren Entwicklungsstufen einen äußerlich sichtbaren und einen höher entwickelten Schwanz, als er dem ausgebildeten Menschen zukommt. Indes hat die Paläontologie das Zwischenglied zwischen Mensch und Tier bis jetzt nicht gefunden. Das menschliche Gehirn stimmt auf keiner Stufe seiner Entwicklung mit dem irgend einer Affenart ganz überein. Mit Sicherheit ist die Existenz des Menschen nur bis zu jenem Abschnitt unserer Erdgeschichte verfolgt, welcher der gegenwärtigen Erdepoche voraufgeht. Danach erscheint der Mensch auf Erden ungefähr vor 100 000 Jahren. Wie stellt sich aber dieser paläontologische Mensch nach den gefundenen Resten und deutbaren Spuren dar? Die ältesten gefundenen Schädel stehen mindestens auf der Stufe der Australier oder Feuerländer. Die ältesten Menschenrassen bestanden den Kampf mit dem Mammuth, Knochennashorn und Höhlenbären, hatten Werkzeuge und Waffen aus geschlagenem Feuerstein, waren im Besitz des Feuers. In Steinplatten sind Tiere, Pflanzen, Jagdszenen eingeritzt. In der Eiszeit war wahrscheinlich Westeuropa bewohnt, vielleicht ist aber der neolithische Mensch von dem paläolithischen verschieden; nach manchen Forschern stammen die Eskimos von dem paläolithischen Menschen ab. In der neolithischen Zeit wurden den Toten Waffen und hier und da Lebensmittel mitgegeben. Von den neolithischen Äxten gleichen einzelne unsern modernen Äxten. Auf die Steinkultur folgte Metallkultur, je nachdem in Eisen, Kupfer, Bronze. In der neolithischen Periode wurde der herumschweifende Jäger zum Viehzüchter, hier und da schon zum Ackerbauer. Kampf unter Menschen fand statt von Anfang der Menschheit an (Feuersteinpfeile in Knochen); Menschenfresserei war verbreitet (menschliche Röhrenknochen, in der Längsrichtung aufgeschlagen). Es giebt vorgeschichtliche Kanoes. Es bestand Handelsverkehr. Spuren von chirurgischer Heilkunst liegen vor. In der neolithischen Periode finden sich rohe Idole. Von Schrift existiert kein Anzeichen. Zwergvölker waren einst weitverbreitet, finden sich noch in den Akkahs (am oberen Nil), in den Weddahs auf Ceylon (letztere moralisch ausgezeichnet, aber nicht begabt und Kultureinflüsse von außen ablehnend). Wahrscheinlich hat seit dem Zeitalter der

geglätteten Steine (dem neolithischen) in Europa keine Wanderung stattgefunden; in dasselbe Zeitalter fallen die Pfahlbauten (10- bis 20000 Jahre rückwärts). Die weiße Rasse ist wohl nicht asiatischen Ursprungs, und es giebt wahrscheinlich keine arische Rasse in dem Sinne, in dem es eine arische Sprache giebt, von welcher das Litthauische als die älteste gilt.

Die Leistung der prähistorischen Menschheit für alle späteren Generationen war nach diesem Thatbestand sehr groß. Tierzüchtung, Ackerbau, Pflanzenkultur, Metallbearbeitung waren nach der Prähistorie nicht ursprünglich; sie mußten erfunden werden oder entdeckt. Hierbei war die Naturumgebung von größtem Einfluß. So stehen die australischen Urbewohnerfamilien im Vergleich mit vorgeschichtlichen Stämmen viel niedriger, aber Australien bot auch wenig Nährpflanzen und war sehr arm an Säugetieren und das unermeßliche Tiefland war sehr unfruchtbar, dennoch haben die australischen Urbewohner in Erfindung des Bumerang, in Bestimmungen des Erbrechts, in kritischen Bemerkungen, wenn andere Religion ihnen sollte aufgedrungen werden, einen hohen Scharfsinn bewiesen, und neben sehr kriegerischen und bösartigen Gruppen fanden sich dort auch sehr friedliche und gutartige.

Durch die ganze Prähistorie wird zunächst klar gestellt, daß die unmittelbare Wahrnehmung überwiegend praktisch-biologische Bedeutung hat und außerdem ästhetische, Gefühl und Phantasie weckende. Nachweisbar sind Lebenserhaltung mit Kraftvermehrung (Technik), dazu ästhetische Kunst, Anfänge der Religion in Totenkult und Idolen, d. h. als praktisch-biologische Hilfe; man wollte der Furcht vor den Gestorbenen los sein und sich ihres Beistandes und der ähnlich gedachter Wesen versichern. Die Wahrnehmung war wesentlich ein Antrieb und Anreiz zur Bedürfnisbefriedigung, daneben aber regte sich ästhetischer Trieb im Zeichnen, auch Bemalung des Körpers (worin vielleicht die Anfänge der Schrift mitliegen), im Schmuck, in religiösen Vorstellungen, teils als Hoffnungen, teils als eine Art Erklärung der Umgebung aus einem geistartigen Hintergrund, der sich in genauer Wahrnehmung gar nicht so nachweisen läßt, sondern irgendwie, wenn auch instinktiv, hinzugedacht ist. Bemerkenswert ist, daß beim prähistorischen Menschen auch im günstigsten Fall der Fortschritt sehr langsam war. Der paläolithische Mensch kam ungezählte Jahrtausende hindurch nicht über das Spalten von Feuerstein hinaus; er verfiel nie darauf, einen gespaltenen Feuerstein mit einem Handgriff zu

versehen, um ein Beil daraus zu machen. Von allen neolithischen Werkzeugen war das Beil das wichtigste, durch das Beil vollbrachte der Mensch seinen größten Sieg über die Natur. Auch der Fortschritt, an der Stelle des Feuersteins behufs Anfertigung von Waffen Horn zu benützen, geschah außerordentlich langsam. Auch ganz vereinzelt kamen Erfindungen auf und blieben so; in ganz Polynesien mit Ausnahme der Osterinsel ist die Töpferei unbekannt. Auch Rückgänge kommen vor; so hat Schliemann in Troja und Hissarlik solche konstatiert, wie sie in historischer Zeit ja oft nachweisbar sind. Wo Völker aufblühten (Indoeuropäer in Indien, Persien, Griechenland, Italien; Chinesen, Ägypter), da ist es sehr bemerkenswert, daß in Zusammenhang mit der praktisch-biologischen Bedeutung der Wahrnehmungen und doch zugleich auch wie eine höhere Welt für sich die religiösen Vorstellungen sich ausbildeten und sich in mannigfacher Weise, unzweifelhaft instinktiv, gestalteten, wie davon Beispiele S. 39 ff. angeführt sind. Diese Religionen sind in dem Sinne immer zweckmäßig, als sie die Art waren, wie die Betreffenden ihr durch Empfindung und Triebe angeregtes Vorstellungsleben ihnen selbst befriedigend aussprachen, und wie zugleich den Gefühlen der Hoffnung im Anschluß an bestimmte Vorstellungen (Götter) ein Halt gegeben wurde. Aber es gilt davon, was sich bei der Darwinistischen Theorie überhaupt ergab (S. 47): „Es ist keineswegs alles in der Natur zweckmäßig, sondern jedes hat immer erst die Probe zu bestehen, ob es erhaltend und fördernd wirkt.“ Keineswegs ist eine religiöse Vorstellung, weil sie einem Menschen oder Volk oder Rasse natürlich ist, darum an sich wahr und an sich, d. h. für immer und nachhaltig auch nur nützlich, und so finden wir gerade im Religiösen Vieles, was wir kaum verstehen oder was uns geradezu als verkehrt und verderblich vorkommt, und was sich auch so an ganzen Völkern und Rassen in ihrer Geschichte erwiesen hat. Unzweifelhaft haben wir hier im Geistigen des Menschen nur die Art von Zweckmäßigkeit, wie wir sie für die organische Natur und für die Geschichte der Erde aufgezeigt haben.

Läßt sich bei den leiblichen und geistigen Ähnlichkeiten des Menschen mit dem Tiere die geistige Seite des Menschen als eine bloße Fortsetzung des Psychischen im Tierreich bezeichnen? Selbst diejenigen, welche den Menschen auch geistig aus dem Tierreich hervorgehen lassen, geben zu, daß er vor den anthropoiden Affen voraus hat 1) den aufrechten Gang, 2) die bedeutende Entwicklung des Ge-

hirns, 3) die artikulierte Sprache, 4) die zu den mannigfachsten Verrichtungen geeignete Hand. Besonderes Gewicht legen sie auf die Sprache, welche ein physiologisches Zentrum in der linken Hirnhemisphäre hat. In der That hängt die geistige Entwicklung beim Menschen sehr an der Sprache. Ganz vernachlässigte Taubstumme, die später mit einem entwickelten Zeichensystem bekannt gemacht wurden, gaben übereinstimmend an, daß sie früher nur in sinnlichen Bildern und nach Lust- und Unlusteindrücken dachten, keiner Art von rein geistigen Vorstellungen fähig waren, sondern alles in Analogie mit Sichtbarem auslegten. Dies beweist allerdings, daß die regere und höhere geistige Entwicklung an die Hilfe eines Zeichensystems beim Menschen gebunden ist, aber darum kann doch diese Entwicklung selbst Züge über das Tier hinaus zeigen. Selbst Romanes, ein treuester Anhänger und Ausbauer der darwinistischen Lehre, giebt zu, daß dem Menschen eigentümlich sei zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem bei den in den Sinnesempfindungen vorkommenden Ähnlichkeiten zu unterscheiden. Darin steckt aber die ganze wissenschaftliche Methode (Logik und strenger Ursachsbegriff), von der sich beim Tier nichts findet. Auch die mathematischen Fähigkeiten, welche zur modernen Wissenschaft so wesentlich sind, enthalten im Moment der Exaktheit etwas, was dem idealisierenden Abstrahieren angehört. So wichtig aber die wissenschaftliche Methode für die Naturbeherrschung geworden ist, so ist sie ursprünglich ganz überwiegend theoretisch, um des bloßen Erkennens willen ausgebildet worden, wovon sich im Tierreich nichts findet. Aber selbst in der Wissenschaft sind die Griechen, die ersten Begründer derselben, ganz überwiegend (in ihren metaphysischen Systemen) in der Weise der Phantasie inhaltlich verfahren, haben selbst das Quantitative als reine Geometrie, reine Arithmetik (ohne Anwendung und Beziehung auf Naturerscheinungen) ausgebildet, so Vorstudien zur modernen Wissenschaft liefernd, aber der Naturbeherrschung im modernen Sinne entbehrend. Man verließ sich zu sehr auf die nächste Wahrnehmung, sah in ihr als einem „Natürlichen“ zugleich ein von Gott Gegebenes und Bestes, aber gerade hier hat sich die Gleichstellung von Natürlich mit Gut oder unmittelbar Göttlich, welche durch den Darwinismus im allgemeinen beseitigt ist (S. 47), nicht bewährt. Die genauere moderne Beobachtung, durch Instrumente verschärft, wirkt viel zweckmäßiger, d. h. mehr Leben erhaltend und fördernd. Das Thermometer sagt uns viel besser, ob ein Bad unserem Körperzustand angemessen ist, als das bloße Gefühl;

die optischen Instrumente erleichtern uns das Sehen auch in praktischer Absicht u. s. w., man vermag durch die quantitative Methode Schädlichkeiten nachzuweisen, welche Geruch und Geschmack direkt nie wahrgenommen hätten.

Die jetzige Menschheit kann trotz aller körperlichen Verschiedenheiten als eine Einheit angesehen werden. Bei keiner Rasse und keinem Volk wird eine bestimmte Schädelform mit Ausschluß aller anderen Schädelformen angetroffen. Die mannigfaltigen Farbenabstufungen sind alle auf dasselbe Pigment in der Haut zurückzuführen. Der Rassengeruch findet sich nicht bloß beim Neger. Auch der Haarunterschied gehört keiner Rasse ausschließlich an. Auch geistig kann die jetzige Menschheit als eine Einheit angesehen werden: die logischen Gesetze haben sich überall auf der Erde wiedergefunden, ebenso die allgemeinsten metaphysischen oder in der Metaphysik verwendeten Begriffe, wie Ding, Ursache, Zweck. Beweis ist, daß, in soviele Sprachen man auch die Bibel übersetzt hat, keine von da her einen unüberwindlichen Widerstand entgegengestellt hat. Daraus, daß manche Völker manches nicht entdeckt haben, darf man nicht auf Unfähigkeit überhaupt schließen. Völker, die von sich aus nicht über 4 oder 5 zählen, lernen, wenn unterrichtet, rechnen wie wir. Auch sehr begabte Völker haben doch nicht alles entdeckt: die Buchstabenschrift ist wohl durch Ägypter und dann Phönizier erfunden und von da aus über die meisten Völker verbreitet worden, während die Chinesen noch immer daran kranken, daß die Art ihrer Schrift fast die ganze Bildung in Aneignung derselben verwandelt, wodurch Fortschritt fast unmöglich wird. Die Inder haben entdeckt, den Zahlenwert durch die Stellung zu bezeichnen, wodurch Rechnen erst mächtig geworden ist, und durch die Araber im Mittelalter kam diese Entdeckung nach Europa und verbreitete sich da mehr gegen Ausgang des Mittelalters; noch von den Universitäten der Reformationszeit wird berichtet, daß die gewöhnliche Multiplikation und Division den Studenten zu schwer erschienen sei.

Obwohl das Geistige überhaupt nicht aus dem Körperlichen abgeleitet werden kann (S. 48) und das Geistige im Menschen nicht als eine bloße Fortsetzung des Psychischen im Tierreich kann angesehen werden, so hat doch eine viel größere Bedingtheit des Geistigen im Menschen durch das Körperliche statt, als man früher annahm. Temperaturempfindung, Tastempfindung, Schmerzempfindung haben jede ihre besondere körperliche Bedingtheit; es kann daher jede aus-

fallen ohne die andere. Bei Beeinträchtigung des Tastgefühls in den Händen vermag der Betreffende nur unter beständiger Kontrolle der Augen feinere Gegenstände zu ergreifen und festzuhalten. Bei Unempfindlichkeit der Fußsohlen vermag der Betreffende nur unter Beihilfe des Gesichtssinnes zu gehen oder festzustehen. Bei manchen Menschen fallen einzelne Farben aus: es giebt Rotblinde, Grünblinde, vereinzelt Violettblinde; auch total Farbenblinde kommen vor; bei demselben Menschen kann der Farbensinn auf jedem Auge ein verschiedener sein. Neuerdings ist als sechster Sinn der statische Sinn konstatiert worden: vom Labyrint des Ohres hat die Schnecke die Gehörsempfindungen, die Bogengänge die Gleichgewichtsempfindungen (Wahrnehmung der Kopfhaltung). Bei manchen Menschen fallen für ihr Gehör einzelne Töne aus. Bei manchen verbindet sich mit der Empfindung Eines Sinnes eine schwache Empfindung eines anderen Sinnes (audition colorée, gustation colorée, olfaction colorée). Manche Menschen werden durch mäßig starke Erregungen schon unangenehm affiziert (Hyperästhesie). Es kommt vor, daß bei zentraler Lähmung der Gesichtsnerven die Muskulatur nicht mehr willkürlich zur Kontraktion gebracht werden kann, aber bei Gemütsbewegungen noch an der Mimik teilnimmt. Es giebt zentrale Lähmungen, welche nur auf bestimmte Funktionen der Muskeln sich beziehen, so daß z. B. die Muskeln der unteren Extremitäten zum Stehen und Gehen unbrauchbar sind, sonst aber durch den Willen noch beliebig zur Kontraktion gebracht werden können. Schreibkrampf besteht darin, daß alle anderen Bewegungen der Hand ungestört vor sich gehen, nur bei der Absicht zu schreiben sich der störende Krampf einstellt; ebenso kommen Näh-, Stick-, Schuster-, Maler- u. s. w. Krämpfe vor; Verstärkung des Willensimpulses ruft dabei bloß unzweckmäßige Bewegungen hervor.

Daß das Gedächtnis körperliche Bedingungen hat und zwar überaus komplizierte und detaillierte, haben die Erscheinungen des Verlustes der Sprache (Aphasie) gezeigt. Die Sprachverrichtungen sind in der linken Hirnhemisphäre lokalisiert, und Verletzungen daselbst bringen die sonderbarsten Erscheinungen hervor, etwa daß jemand eine der ihm geläufigen Sprachen verliert, die anderen nicht, Hochdeutsch vergessen hat, aber die Mundart seines Geburtsortes noch spricht; daß jemand das Verständnis für gesprochene Worte verliert, geschriebene sehr wohl noch faßt; daß jemand das Wort für einen wahrgenommenen Gegenstand selbst nicht findet, aber das von anderen

genannte richtig erkennt; daß jemand bloß die Hauptwörter nicht mehr findet; daß im Affekt die Worte noch gefunden werden, in ruhiger Stimmung dagegen nicht, ebenso im Traum, im Singen sich einstellen, im Wachen, im Sprechen nicht; daß jemand schreiben kann, aber unfähig ist, zu lesen (Wortblindheit). Das Schreibgedächtnis ist gleichfalls ein besonderes und kann besonders verloren gehen. Auch das Gedächtnis anderer Bewegungungen (Rauchen, Nähen, Stricken, Spielen musikalischer Instrumente) kann besonders verloren gehen. Es kommt Verlust des Gedächtnisses für den Gebrauch der Dinge vor (Messer, Gabeln u. s. w.) bei sonstiger geistiger Ungestörtheit. Auch bei der Musik giebt es verschiedene Gedächtnisse, ein besonderes für Notenlesen, für Auswendigspielen; in Fällen von Verlust des Schreibgedächtnisses kann die Fähigkeit erhalten sein, Noten zu schreiben. Vorübergehende Störungen aphasischer Art hängen der Mehrzahl der Fälle nach von einer mangelhaften Blutversorgung des Sprachzentrums ab. Es kommen auch bloß funktionelle aphasische Störungen vor in der Aufregung, auch im Examen (jemand konnte keine Frage mündlich beantworten, wohl aber sofort schriftlich). Das Gedächtnis hat aber nicht bloß in der Sprache, sondern auch sonst eine organische Grundlage. Alles zur Gewohnheit gewordene Thun beruht auf dem organischen Gedächtnis und geschieht mechanisch, d. h. ohne Detailbewußtsein darum, Gehen, Schreiben, Klavierspielen; wenn die gewohnten Bewegungen, Thätigkeiten, Genießungen ausfallen, entsteht im Allgemeingefühl eine heftige Unruhe, was das Abstellen alter Gewohnheiten so schwer macht. Aus der organischen Grundlage erklären sich die Hypermnesien, die ungewöhnlichen plötzlichen Gedächtnisse (S. 45).

Mit dieser körperlichen Bedingtheit des Gedächtnisses stimmen durchaus überein die Beobachtungen über das sog. abwechselnde (alternierende) Bewußtsein. Es giebt Fälle von Verlust des Gedächtnisses mehrerer Jahre des Lebens. Es giebt Fälle eines doppelten (inhaltlichen) Ichs, durch eine Periode langen Schlafs geschieden, wo der Mensch in der ersten alles kann und weiß, was er bis dahin gelernt hat, in der zweiten alles dies vergessen hat, wieder lesen, schreiben u. s. w. lernen muß, und wenn diese zweite Periode wiederkehrt, bloß das weiß und kann, was er in der entsprechenden früheren gelernt hat, und dabei von dieser Doppelpersönlichkeit nicht das geringste Bewußtsein besitzt. Auch ganz vorübergehend (auf Monate) kommen solche Fälle z. B. nach Vergiftung durch Leuchtgas vor.

Manchmal ist die Persönlichkeit auch moralisch in beiden Zuständen verschieden. Die meisten dieser Fälle von alternierendem Bewußtsein liegen noch in der Breite der geistigen Gesundheit, aber so, daß unzweifelhaft körperliche Zustände im Spiel sind. Noch deutlicher wird dies bei den Umänderungen der Persönlichkeit in Geisteskrankheiten. Die Vorstellungen der Geisteskranken entstehen nicht aus sich selbst, sondern sind Symbolisierungen der Nervenstimmungen (von Mißempfindungen in der Herzgrube, von Schlundkrämpfen, von Mißempfindungen in der Gebärmutter, von Hirnschwund u. s. w.). Daß in der Breite der Gesundheit die Persönlichkeit, das inhaltliche Ich, gleichfalls körperlich bedingt ist, lehrt die Pubertätsentwicklung, wo mit dem Aktivwerden bis dahin ruhender Körperteile auch die Selbstempfindung eine Umwandlung erleidet, Knaben und Mädchen sich auch geistig in Jünglinge und Jungfrauen trennen, erst dabei sich einander meidend, dann unbewußt einander suchend. Manchmal zeigt die Pubertät auch Annäherung ans Krankhafte (Flegeljahre bei Knaben, Wildheit bei Mädchen). Bei Frauen bringen die „Stufenjahre" viele psychische Schwankungen hervor. Von der körperlichen Grundlage des Geistes aus erklärt sich die Abhängigkeit unserer „Stimmung" von der Ernährung (eine stets rote Zunge deutet physiognomisch auf Verträglichkeit; ist sie öfter belegt, so muß man auf Seiten der Betreffenden auf Zeiten von Mißmut und Unverträglichkeit rechnen). Bei langdauernden großen Anstrengungen ohne genügende Ernährung werden auch die besten Truppen „demoralisiert", d. h. verlieren Elan und Selbstvertrauen. Die Identität der Persönlichkeit oder des inhaltlichen Ich ist daher bedingt durch das körperliche Gemeingefühl und sein verhältnismäßiges Gleichbleiben oder nur sehr langsame Umänderung. Infolge der Kompliziertheit des Menschen sind aber auch im Gesunden Ungleichheiten des Wesens häufig, oft besteht der Mensch aus Widersprüchen, Kontrasten. Seit Alters her hat man in der Moral daher einen Kampf im Menschen statuiert. Das Ich der Gewohnheiten, der Neigungen und das Ich der Reflexion sind meist im Menschen verschieden; vielfach leben die Menschen daher über sich selbst in Illusionen. Trotz dieser körperlichen Bedingtheit der Persönlichkeit kann die formale Einheit des menschlichen Einzelgeistes aufrecht erhalten werden; denn die Einheit des Bewußtseins, d. h. das Verknüpfen, Vergleichen, wo die verschiedenen und entgegengesetzten Inhalte zugleich da sein müssen, aus einander gehalten und doch in einem unteilbaren Akte betrachtet, läßt sich nicht

als der bloße Erfolg der Wechselwirkung vieler Elemente und ihrer Zustände begreifen. Die Analogie der Zusammensetzung vieler räumlicher Bewegungen zu einer gemeinsamen Resultante ist trüglich. Auch die physische Resultantenbildung ist immer als die Bewegung desselben unteilbaren Punktes zu denken, auf welchen die gleichzeitigen verschiedenen Bewegungsantriebe einwirkten. Eine Gesamtbewegung einer verbundenen Vielheit als solcher wäre immer nur die mannigfaltige Durcheinanderbewegung der Teile, eine wirkliche Einheit ist sie nur, wenn man die Seele eines Beobachters dazu nimmt, welche das neben und nach einander seiende Mannigfaltige zu einer einheitlichen Vorstellung zusammenbefaßt. Selbst wenn man alle körperlichen Teile mit seelischem Leben ausstattet, werden die Empfindungen der einzelnen immer eine zertrennte Vielheit bleiben, falls man nicht außer ihnen ein Wesen hinzudenkt, auf welches alle ihre inneren Zustände übertragen, und welches diese Mannigfaltigkeit zur Einheit seines Bewußtseins zusammenbefaßt (Lotze). Aber allerdings ist dieses unteilbare Ich bloß formal; sein Inhalt ist körperlich bedingt und kann deshalb auch nach einander ein durchaus verschiedener sein und gleichzeitig ein so mannigfaltiger, oft schwer oder kaum mit einander verträglich. Daß das Geistige dabei nicht ein bloßes Entsprechen des Körperlichen ist, ergiebt sich noch daraus, daß das Denken in der Hypochondrie, in der Melancholie u. s. w. die körperlichen Grundlagen ganz falsch symbolisiert (S. 57). Erst die Wissenschaft deutet das richtig: es gehen gewisse leibliche Veränderungen vor sich in den Eingeweiden, in den Geschlechtsteilen, dem Rückenmark, dem Gehirn, den Muskeln; diese kommen aber nicht als solche zum Bewußtsein, auch nicht in der Weise des bloßen Allgemeingefühls, sondern erzeugen (unwillkürlich) ganz bestimmte Vorstellungen bestimmter Art, meist noch mit Einmischung des Unendlichkeitsgefühls (Himmel, Hölle). Der Arzt weiß allmählich, was wirklich vorliegt, behandelt danach das Leiden körperlich, und soweit er Erfolg hat, verschwinden auch die falschen Vorstellungen. Analogien dazu finden sich zahlreich in der Breite der Gesundheit: aus dunklen körperlichen Empfindungen kommen Ahnungen, die nicht eintreffen, manche Menschen haben alle Tage Todesahnungen und werden 80 Jahre alt; bei aussetzendem oder unregelmäßigem Herzschlag kann der Betreffende als Fachmann wissen, daß man damit sehr alt werden kann, und doch, wenn er den Zustand wieder hat, vermag er sich der augenblicklichen Todesangst nicht zu erwehren. Eben aus solchen dunklen körperlichen Empfindungen

stammen aber auch Hoffnungen und sichere Erwartungen, welche gleichfalls nie eintreffen: Luftschlösser, die mit dem Menschen zu Grabe gehen. Statt daß also der Mensch so eingerichtet wäre, daß er einfach empfindet: hier ist ein Übelbefinden in der Herzgrube u. s. w., wie er über Neuralgien oder über Kraftlosigkeit im Arm, im Bein klagt, ist er so beschaffen, daß falsche Gesamtvorstellungen und in ihnen Hindernisse der Genesung entspringen. Es ist das freilich ein Beweis, daß das Idealisieren (Phantasie), wenn auch in falscher Weise, dem menschlichen Geiste am nächsten liegt, eben von Natur, völlig unwillkürlich. „Natürlich" ist auch hier nicht soviel wie an sich schon gut. Es stimmt das mit der Zweckmäßigkeit, wie wir sie in unorganischer und organischer Natur und im tierischen Geistesleben gefunden haben: es ist in alle dem Zweckmäßiges, geistiges Leben Erhaltendes und Förderndes, aber als ein Teil von alle dem, nicht als ein Durch- und Durchgehendes.

Daß das Moralische im Menschen körperlich bedingt ist, hat sich bei der Darlegung der körperlichen Bedingtheit der Persönlichkeit schon mitergeben, indem beim Wechsel des inhaltlichen Ich ausdrücklich öfter auch ein Wechsel der moralischen Art vorkommt. Bei Kindern ist nicht so selten „Gemütsentartung", die früher sog. moral insanity. Dabei besteht wohl Lust an raffinierter Tierquälerei; oft ist schon frühzeitig, von 3 und 4 Jahren an, geschlechtliche Aufregung vorhanden mit schamloser Onanie. Die Krankheit ist bei erblich belasteten Kindern, bezw. nach Auftreten in Folge von Schädelverletzung, bis jetzt der erfolgreichen Behandlung unzugänglich gewesen. Auch bei Erwachsenen haben Hirnverletzungen öfters gerade Folgen für Änderung des Charakters. Bei vielen Ausartungen der Geschlechtsseite des Menschen ist körperliche Bedingtheit nachweisbar, es sind vielfach geradezu Gehirnleiden, und es kann ihnen nur durch Nervenkräftigung entgegengearbeitet werden. Daß etwa ein Drittel aller Verbrecher mehr oder weniger körperlich entartet sind und von körperlich oder geistig entarteten Eltern stammen, gilt auch bei den sonstigen Gegnern Lombroso's als von ihm nachgewiesen. Strafe nützt bei ihnen nichts, sie müßten nach dreimaligem Rückfall in ein Besserungshaus auf unbestimmte Zeit verwiesen werden. Daß der Wille körperlich bedingt ist, haben die Zustände der Abulie (Willenslosigkeit) einerseits, des Automatismus, der unwiderstehlichen Antriebe andererseits klar ans Licht gestellt. Bei jenen ist die Intelligenz ganz unversehrt; es fehlt aber der Impuls, es fehlt, daß aus Wunsch Handlung werde, oft zur größten

Qual des Kranken selbst. Bei dem unwiderstehlichen Antrieb fehlt die Hemmung, welche sonst der Einsicht gegenüber Gelüsten, Neigungen zukommt. Die Kranken kämpfen oft lange gegen das, was ihnen selbst als Versuchung vorkommt, aber schließlich geschieht die Handlung; der Antrieb reißt sie fort. Bethätigung des Willens erfordert also ein Zusammentreffen des Verstandes mit einem empfundenen Antrieb; dieser empfundene Antrieb kommt uns besonders als Gefühl zum Bewußtsein. Die Macht des Willens ist daher keine absolute. Ab und zu ist es vorgekommen, auch im Abendland, daß sich jemand nach Gefallen in einen vollkommen totenähnlichen Zustand versetzen und stundenlang darin verharren konnte. Da man sich diese Macht durch Vorsatz nicht geben kann, so muß etwas Körperliches zu Grunde liegen, das sich als Antrieb ursprünglich geltend macht und so unter die Benützung des Verstandes gebracht wird. Wie kompliziert die Vorgänge auch bei den alltäglichen Willenshandlungen sind, erhellt noch daraus, daß die willkürliche Macht über die Muskeln verloren gegangen sein kann und doch Gemütsbewegungen sie noch in Thätigkeit setzen können (S. 55), aber auch umgekehrt. Da das eine Element des Willens, der Antrieb, unzweifelhaft körperlich bedingt ist, so fragt sich, wie es mit dem anderen Element desselben, dem Verstand, der Intelligenz sich verhält. Nach dem früher (S. 55) über Gedächtnis Ausgeführten kann kein Zweifel sein, daß auch hier weitgehende körperliche Bedingtheit statthat, indem Phantasie und Verstand an das Material des Gedächtnisses und an dessen Stärke und Präsenz anknüpfen müssen. In krankhaften Zuständen kommen Zwangsvorstellungen vor, oft unschuldiger Art (Fenster auf der Straße zählen müssen im Vorübergehen u. dergl.), manchmal aber schreckliche und an das Verhängnis der griechischen Tragödie erinnernd: so kann der Gedanke des Selbstmordes erblich auftreten, bei mehreren Familiengliedern, in demselben Lebensjahr. Im gesunden geistigen Leben sind die Gedanken motiviert, d. h. sie werden durch äußere Empfindungen hervorgerufen oder stehen mit solchen in Beziehung, näher oder entfernter, und halten die Proben allgemeiner Verfahrungsweisen aus, oder, wo sie von selbst aufzutauchen scheinen, lassen sie sich auf einen derartigen Anknüpfungspunkt und nach allgemeinen Verfahrungsweisen zurückbringen. — Da der Wille sich aus einem intellektuellen Element und einem Element des Antriebes zusammensetzt, so fragt es sich, welches von beiden dabei das stärkere ist. Nach der allgemeinen Erfahrung ist dies der Antrieb, d. h. In-

stinkte, Neigungen, Impulse, Gefühle, Wünsche. Gewöhnlich bestimmen diese Antriebe auch die Vorstellungen nach sich. Doch ist das intellektuelle Moment bei den meisten Menschen vielseitiger und beweglicher. Man kann fremdes Thun in Gedanken nachbilden, sogar seinen Wert im Gefühl nacherzeugen, aber der Weg von da zu den entsprechenden Bewegungen (Handlungen) ist für die meisten Menschen ein sehr weiter.

Aus der Abwandlung, welche durch den Darwinismus in die Auffassung der Zweckmäßigkeit der Natur gekommen ist, kann auch eine wertvolle Abwandlung in die Moral kommen. Auch in der geistigen Welt und ihrer Bethätigung ist nicht alles Natürliche gut, sondern muß sich erst durch den Erfolg herausstellen als erhaltend und fördernd („an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", aber diese Früchte zeigen sich klar erst oft nach längerer Zeit). Da das höhere Geistige innerhalb der leiblichen Bedingungen sich für Erhaltung und Förderung der Menschheit am wirksamsten gezeigt hat (moderne Wissenschaft und darauf gegründete Technik), so ist dies das beste. Kraft, körperliche und geistige, muß in jedem Einzelnen gestärkt und gestählt werden, damit er sich Hindernissen, inneren oder äußeren, überlegen erweisen könne. Intelligenz lehrt Mittel der Kräftigung durch Technik und körperliche und geistige Hygiene (Gesundheitshaltungslehre). Da kein Mensch allseitig ist, so beruht größte Kräftigung in Vereinwirkung vieler, womöglich aller, zu gegenseitiger Förderung. Der Geist ist stets bedingt, auch in höchster Leistung; daher Hochhaltung von Leib und Natur. Die Möglichkeit der Änderung und Besserung des Einzelmenschen ist sehr groß, aber nur nach bestimmten Gesetzen, welche als Gesetze der Willensbildung Ausführung bis ins Einzelne gestatten. Das Element des Antriebes, das wichtigste im Willen, kann, wo es sich nicht von selbst regt, durch Beispiel angeregt werden. Notwendigkeit ist beim Menschen, wie in der Natur, stets nur bedingte: Gold ist gelb, nämlich im kompakten Zustand und im Licht u. s. w. Daher ist auch jede Handlung nur bedingt notwendig, der Bedingungen sind aber körperlich und geistig so viele, daß, wenn nicht im Moment, so doch von langer Hand her stets Modifikation möglich ist. Unkraut rotten wir aus, Tiere zähmen oder vertilgen wir, uns selbst können wir zähmen oder ev. ausrotten und unschädlich machen. Freilich wird auch bei hoher sittlicher Aus- und Durchbildung immer noch allerlei vorkommen, was uns selbst überrascht. Man wird dann bei der Gelegenheit inne,

welche Partien des leiblich-geistigen Lebens in uns immer noch weiterer Durchbildung bedürfen. Sicher ist, daß nur Arbeit, zusammen mit geeigneter Ernährung, das Höchste im Menschen erreicht. Ruhe und Ersparung der angesammelten Kraft schädigt die Leistungsfähigkeit und selbst die Gesundheit. Dagegen ist bei geistigen Anstrengungen stets ein gewisses Maßhalten erforderlich. Nach geistiger Arbeit, besonders nach geistiger Erregung, nehmen die Körperkräfte erheblich ab. Wie sehr Leibliches und Geistiges in der Moral sich durchdringen, zeigt das Geschlechtsleben. Daß das beste unseres Individuallebens mit der Geschlechtsfunktion zusammenhängt, ergiebt sich aus Fällen, wo deren Möglichkeit körperlich genommen ist. Den Eunuchen und Skopzen fehlt fast ausnahmslos Männlichkeit auch im psychischen Sinne, der höhere Flug der Phantasie, das geistige Fortstreben; dagegen ist stark bei ihnen Selbstsucht, Schlauheit, Falschheit, Hinterlist, Habsucht. Eine Beherrschung des Geschlechtstriebes in der Jugend (bis zur Ehe) und, wenn erforderlich, später ist möglich. Beweis sind gerade die halbbarbarischen Völker (Indianer auf dem Kriegspfad), aber allerdings ist Muskelarbeit zur Ableitung des Triebes, wo er sich stärker regt, nötig.

Alle diese Erkenntnisse (S. 45 ff.) sind wissenschaftliche, d. h. sie gehen auf allgemeine und notwendige Ausgangspunkte und Grundsätze zurück, solche, denen jeder bei der gehörigen Vorbereitung zuzustimmen nicht umhin kann. Denn das beständige Kennzeichen der Wissenschaft ist die Möglichkeit des Beweises und Gegenbeweises und damit die Fähigkeit, ihren Anschauungen Allgemeingültigkeit und genaue Mitteilbarkeit zu verschaffen (Lotze). Das meiste davon gehört den Naturwissenschaften an, d. h. den Wissenschaften, welche sich auf den Inbegriff dessen beziehen, was den Sinnen erscheint, aber im modernen Sinne, d. h. was der genauen, womöglich mit Mathematik verbundenen Beobachtung, ev. dem Experiment sich darstellt, wobei die Erscheinungen auch auf ihren Hintergrund deuten können, also Hypothesen hervorrufen können, die jedoch verifizierbar sein, d. h. sich durch die Folgerungen aus ihnen in der Beobachtung wieder bestätigen müssen, und um ganz glaubhaft zu sein, jede andere Deutung des Sachverhalts durch direkte oder indirekte Beobachtung ausschließen müssen. Dieser wissenschaftliche Standpunkt hat ein ideales Moment in sich. Engel (im „Philosoph für die Welt“) thut die Äußerung: „Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gern halb läßt. Kommt

er einmal ins Erhabene oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus"! Daß dieser Zug, trotzdem er dem Menschen natürlich ist, seine Fehler hat, deutet Engel selbst an. Das wissenschaftliche Idealisieren begegnet dem drohenden Fehler. Die Mathematik hat in der Exaktheit ihrer Gedankenentwürfe ein idealisierendes Moment; der Ursachsbegriff hat in seiner strengen Fassung ein solches, aber man sieht daher auch zu, ob bei der Anwendung dieser exakten Begriffe auf die körperlichen und geistigen Erscheinungen nicht Folgen eintreten, welche mit den strengen Begriffen nicht stimmen, wo sich aber gerade zeigt, daß sie stimmen und zu immer weiteren Folgerungen führen, mit denen wieder die Erscheinungen stimmen. Die Wissenschaft ertötet daher nicht die Ideale des Geistes, aber sie berichtigt sie und lehrt, wahre, d. h. auch verifizierbare, Ideale finden und ihnen anhängen.

Das wäre es etwa, was Christus heutzutage vorfände. Wie würde er sich dazu verhalten? Sehr viel Sinn hatte er für Verifizierung einer Behauptung oder eines Anspruchs. Er berief sich auf seine Wunderkraft zur Rechtfertigung seines Anspruchs, Sünden zu vergeben; er berief sich auf das Alte Testament für seinen Tod, als von Gott gewollt. Marcus hebt eifrig hervor, wie viel er voraus sagte über sich selbst. Nach dem Schluß dieses Evangeliums bestätigte Christus fortwährend vom Himmel die Predigt durch seine Zeichen. Christus selbst hatte seinen Jüngern für ihren Glauben an ihn seine Wunderkraft und Gebetserhörungen verheißen. Dem gegenüber ist oben ausgeführt, daß das alles sich nicht verifiziert hat. Mit der aufregenden Erwartung, welche die Verkündigung des baldigen wunderbaren Weltabschlusses weckte, und mit dem Suchen nach Bestätigung der christlichen Predigt in alttestamentlichen Stellen — die meist geschichtlich ganz anders zu deuten sind —, mit dem Zurücktreten der enthusiastischen und eschatologischen Art des ältesten Christentums traten auch die Wunderkräfte und die Gebetskräfte zurück. Darum sind auch die Wunder- und Gebetskräfte in Christi Leben und dem der ältesten Christen so zu erklären, wie man noch heute ähnliches Vorkommende erklärt. Auch unsere Ärzte vollziehen oft körperliche und geistige Heilungen wie Christus, durch die Macht des Zutrauens der Kranken zu ihnen. Es sind überwiegend Nervenleiden, die so gebessert werden, oft dauernd, oft nur vorübergehend, und so wird es auch in Christi Leben gewesen sein, wie es bei ähnlichen Heilungen

in heidnischen Tempeln oder durch heidnische Göttererscheinungen nach allgemeiner Annahme so gewesen ist. Das Speisungswunder aber, das den Jüngern zuerst gar nicht auffiel, wird sich erklären, wie man es längst für möglich hielt es zu erklären, daß das Mitteilen von Christi Gaben alle, die etwas bei sich hatten, zur Mitteilung unter einander aneiferte; und so wurden sie alle satt, zumal sie bei der geistigen Spannung mit Wenig das körperliche Bedürfnis befriedigten. Auferstanden ist Christus im Glauben seiner Jünger, der durch das Leerfinden des Grabes, wo sie ihn rasch beigesetzt hatten, und durch die Visionen der Frauen, die früher an erregten Geisteszuständen gelitten hatten, wieder aufgeregt war zu seinen Vorhersagungen hierüber, aber nur 40 Tage dauerten diese visionären Erregungen, dann trat die gemeindebildende Predigt ein mit Verwirklichung der sittlichen Vorschriften, die Christus als seine Eigentümlichkeit gegeben hatte. Der Geist, d. h. das erregte Suchen nach alttestamentlichen Stellen, die auf Christum deuten könnten, schuf dazu das in den Evangelien, was bei Matthäus, z. B. in der Vorgeschichte, steht, allgemach, besonders im Widerstreit der Juden. Also Wunderthun, wunderbare Gebetserhörungen, baldiges Wiederkommen zum Gericht sind nicht festzuhalten als wahr im wissenschaftlichen Sinne, weil sie sich nicht verifiziert haben. Das Alte Testament, auf welches sich Christus berief und aus dem er so Vieles entnahm, selbst mit Widerstreben entnahm, ist keineswegs eine göttliche Offenbarung in dem Sinne, in welchem die Juden es nahmen und Jesus selber. Das ist Seite 31 bis Seite 36 ausführlicher dargelegt. Die Wunder dort sind nicht anders zu erklären, als die aller Religionen, auch der heidnischen. Ob etwas Wahrheit hat, geschichtlich oder als allgemeine Reflexion, das muß bei ihm genau so festgestellt werden, als ob wir einen griechischen oder lateinischen Autor vor uns hätten. Ja, auf dies Alte Testament hat volle Anwendung, was man vom Orient überhaupt gesagt hat, zumal dem semitischen: er hat keinen Sinn für Wahrheit, er geht mit erregbarem Gefühl sofort in Vergrößerung über zu Gott oder zum Teufel; nur die Griechen hatten unter all diesen Völkern Sinn für unbefangene Auffassung der Wirklichkeit in Natur und Menschenleben, aber auch von ihnen brachte es nur eine Eliteschar zu Vorspielen dessen, was man jetzt in genauem Sinne Wissenschaft sowohl der Natur als des Menschen nennt. Es würde also Christus eben von seinem Sinn für Verifikation aus, für thatsächliche Bestätigung von Behauptungen und Ansprüchen,

heutzutage alles das preisgeben, worin er mehr aufnehmend als von ursprünglicher Eigentümlichkeit war. Hat er doch selbst Wunderthun in seinem Namen, Weissagen in seinem Namen, ihn Herrn nennen (wohl als Messias und Weltrichter), nicht für Zugehörigkeit zu ihm einschließend erklärt, sondern vielmehr den Willen Gottes thun; und dieser Wille war ihm nicht bloß, die 10 Gebote befolgen, sondern groß sein im Dienen. Mit diesem Letzteren hat er thatsächlich die Welt erobert. Vom alten Christentum ist das bekannt, aber auch später gilt es noch; nur hat man dies, im Dienen Großsein, später den Vollkommenen vorbehalten, und durch Ambrosius ist (Ende des 4. Jahrh.) für die allgemeine Christenmoral Cicero's Büchlein von den Pflichten verwendet worden. Aber die ältesten Missionäre und die Klosterleute ältester Zeit in der germanischen Welt waren groß im Dienen und brachten den Germanen nicht bloß Glaubensbekenntnis und Vaterunser (was thatsächlich wie Zauberformeln von den Neubekehrten meist aufgefaßt wurde), sondern die sittlichen Wohlthaten, wie sie Christus verlangt hatte und noch viele dazu, Vorbilder zum Ackerbau, zu Gewerben, zu geistiger Bildung und zu ästhetischer. Aber dadurch, daß die antike Moral die gemeinchristliche geworden, stellte sich im Mittelalter besonders stark der antike Zug mit ein, welcher schwere körperliche Arbeit gering achtete, zumal wo sie zum Erwerb geübt wurde, und so hat die Reformation nochmals die europäische Welt moralisch umgestaltet, indem sie verkündete als ein Hauptstück ihrer Neubelebung des alten Christentums, daß der Stand des Handwerkers, des Ackerbauers ein gottwohlgefälliger sei, wenn er mit frommem Sinn und in Erfüllung der christlichen Pflichten geübt werde. Die Reformation hat die Unterscheidung eines vollkommenen und eines gewöhnlichen christlichen Lebens gestürzt, und damit auch verhütet, daß mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums, welche damals stattfand und so anregend wirkte auf alle Seiten des Lebens, diese verderbliche moralische Wendung desselben aufkam, welche mit der Sklaverei zusammenhing. Und heute würde Christus nicht anstehen, seine ursprüngliche Eigentümlichkeit, groß zu sein im Dienen, auszugestalten in der Weise, welche die jetzt vorgefundenen wissenschaftlichen Erkenntnisse ermöglichen und erfordern. Er würde sich freilich zuerst noch die Vorfrage stellen, ob, da das aufgegeben werden müsse, worin er sich blos aufnehmend verhielt, nicht vielleicht auch das unhaltbar sei nach der wissenschaftlichen Erkenntnis, worin seine Ursprünglichkeit besteht: Größe im Dienen. Da würde sich ihm

aber rasch zeigen, daß diese Entdeckung nicht nur bleibt, sondern sich immer mehr bestätigt, als die Hauptbedingung zum erfolgreichen und segensreichen Wirken auf Menschen. Werden Kinder anders leiblich und geistig lebenskräftig und lebenstüchtig für sich und für andere, als daß die Eltern die Größe dienender Liebe ihnen gegenüber voll entfalten? Wird ein Lehrer in geistigen oder in leiblichen Unterweisungen anders wirken mit Erfolg und Segen, als daß er in aller Weise in das, was er lehrt, durch eigene Begeisterung und unabläſſige vorbildliche Bemühung den Lehrling hineinzieht? Das Vorbild ist es, was die Kräfte des Menschen anregt, denen oft auch so sehr schwer beizukommen ist; sie wollen sich, auch wo guter Wille in einem da ist, nicht regen, und es muß oft alle Erfindsamkeit aufgeboten werden, bis es gelingt, bei dem so, bei jenem anders, die schlummernden Fähigkeiten zur gedeihlichen und jedem selbst erfreulichen Entfaltung zu bringen. Der Beruf des Arztes in Bezug auf leibliche und geistige Krankheiten (Seite 27), der jetzt so wirksam ist, hat im Dienen seine Größe, in dem Eingehen auf all die Besonderheiten, welche den Einzelfall zu einem eigentümlichen innerhalb des allgemeinen Krankheitsbildes (des Typus) machen. Aristoteles hat als gute Verfassungen die herausgehoben, welche nicht dem Vorteil der Regierenden, sondern dem gemeinsamen Besten dienen; und in allen Beziehungen kann man den Unterschied der Wirksamkeit beobachten zwischen dem Mann und der Frau, die mit dem Herzen ganz bei der Sache sind, und denen, die sich selbst dabei suchen. Nur macht das Herz die Größe im Dienen allein nicht, es muß die Kenntnis der geeigneten Mittel hinzutreten. Diese meinte Christus in der Wunderkraft des Glaubens zu haben; da diese sich nicht verifiziert hat, so ist jetzt die wirksamste Weise die der Technik auf Grund der Wissenschaft.

So sehr daher der Grundgedanke Christi, daß Größe im Dienen bestehe, sich wissenschaftlich festhalten und rechtfertigen läßt, so sind seine Einzelvorschriften in dieser Hinsicht, unzweifelhaft beeinflußt von der Vorstellung baldigen wunderbaren Weltendes, durchaus abzuändern. Der Mensch, so sehr er ein geistig-sittliches Wesen ist, ist doch in der Bethätigung und Entfaltung des Geistigen auf Erden körperlich bedingt. Ohne Nervenkraft und Muskelkraft würde weder Denken noch Handeln von statten gehen; und nicht bloß Muskelkraft, auch Nervenkraft muß durch Ernährung fort und fort

hergestellt werden. Jede Gruppe von Menschen soll daher möglichst Güter hervorbringen und durch Austausch unter sich zur Verteilung führen, um daran Mittel zur geistig sittlichen Bildung möglichst für alle zu haben. Die Moralität des Volkes hängt zusammen mit gesichertem Erwerb und vermehrtem Eigentum. Niedrige und armselige Verhältnisse drücken das menschliche Vermögen herab; sie berauben den Menschen der geeigneten Mittel zu Kenntnissen und zur Besserung. Der Reiche erkenne seine Aufgabe darin, äußerst sparsam zu sein und seine Ersparnisse so bald wie möglich zur Beschäftigung inländischer gemeiner (nicht besondere Kunstausbildung erfordernder) Arbeit zu verwenden, die das Volksvermögen vermehrt, indem sie zugleich den Arbeitern Brot, Fleisch, Kleidung, Wohnung verschafft, so gut sie es nur vermag, und sich das Ziel setzt, die Arbeitszeit soweit herabzumindern (etwa zunächst auf 8 Stunden), daß Zeit und Kraft für ästhetische, intellektuelle Bethätigung der Arbeiter bleibt. Die Genußkonsumtion lehne der Reiche als das ihn Auszeichnende gänzlich ab. In Nahrung, Kleidung wird er sich nach den sicheren Ergebnissen der Hygiene (Gesundheitslehre) richten und ist eben dadurch ein Vorbild für die Arbeiter. Ziel muß sein: Vermehrung der Produktion zur Herstellung solcher Artikel, welche die Masse der Menschheit braucht in Nahrung, Kleidung, Wohnung, und womöglich Herabsetzung der Arbeitszeit, daß neben ihr noch Muße bleibt für Teilnahme der Arbeiter an Gemeinde- und Staatsleben, an Kunst, an den Resultaten der Wissenschaft oder für edle Erholung. Was man Organisation der Arbeit nennt, tritt im wesentlichen von selbst ein, sobald die Unterschiede in Nahrung, Kleidung, Wohnung nicht mehr so groß sind. Denn gemeint ist mit jenem Wort, daß die Produktion der Konsumtion angepaßt sei; unter jenen Verhältnissen aber läßt sich der Güterverbrauch sehr wohl berechnen und hat etwas Gleichmäßiges an sich. An Stelle des Kampfes der Menschen untereinander würde treten der Kampf der Menschen im Verein gegen die Natur, aber zugleich mit dankbaren Gefühlen, daß die Natur durch Wissenschaft und auf sie gegründete Technik eine stete Besserung der leiblichen und geistigen Verhältnisse der Menschheit möglich macht. Mit dem Satz, daß der Arme oder Bettler an sich einer sei, dem gegeben werde ohne Entgelt, muß durchaus gebrochen werden. Er mag in den damaligen Verhältnissen Palästinas einen guten Grund gehabt haben, im allgemeinen hat er sich als ein Irrtum herausgestellt. Hatch in der „Gesellschaftsverfassung der christlichen Kirchen

im Altertum", selbst ein eifriger Christ, Engländer, bemerkt darüber: „Es ist weniger die Aufgabe des (Kirchen-) Historikers als des Nationalökonomen, zu untersuchen, wie weit die christlichen Kirchen selbst die Übel (der Armut) vergrößert haben (durch die Armenpflege), welche sie zu heilen beabsichtigten, und wie weit das ungeheure System des organisierten Bettels, welches sie beförderten, ein unvermeidliches Resultat der damaligen Gesellschaft oder das illegitime Produkt einer irregeleiteten Menschenliebe gewesen sind. Diese Untersuchung ist bisher noch nicht von berufenen Forschern angestellt worden." Aber auch der protestantischen Abwandlung dieser Verhältnisse gegenüber gilt das Wort von Malthus: „Hoher Lohn und Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung (restraint) sind besser als niedriger Lohn mit Gemeindeunterstützung und einer Armenfamilie." Selbstbeherrschung dabei meint Verheiratung nicht vor dem 25. Lebensjahr bei Männern, 21—22 bei Mädchen.

Aber nicht blos die Hauptgedanken Christi über Reiche und Arme müssen so mit Beibehaltung seines Grundgefühls abgeändert werden, sondern auch die Einzelvorschriften der Bergpredigt bedürfen neben der Festhaltung des Sinnes zugleich der Abwandlung der Ausführung. In Versöhnlichkeit, in Geduld, in Nachgiebigkeit soll man eher zu weit gehen; es gehört das mit zur Größe im Dienen. Christus war dabei aber nie gemeint, seine eigene Art aus Nachgiebigkeit aufzugeben, weder er noch seine Jünger. Aber man soll auch nicht die allgemeinen Ansprüche der Menschheit aufgeben aus bloßer Nachgiebigkeit. Selbstverteidigung gegen mutwillige oder böswillige Anfälle ist verstattet, wenn auch gegen bloßen Mutwillen oft Nichtbeachtung ausreicht, gegen Böswilligkeit es genügt, daß der Angreifer merkt, man werde sich eventuell kräftig zur Wehr setzen. Indem man seine Größe ins Dienen setzt und darin sucht, will man dadurch der Sittlichkeit dienen, besser dienen, als es geschehen könnte, wenn man wesentlich sich suchte, aber freien Raum dazu und freie Bewegung dazu hat man das Recht zu fordern und eventuell darauf zu bestehen, wie jeder auf seine Existenz und ihre Bethätigung und Entfaltung ein Recht hat gleich dem des Andern, nur daß die im Sinne Christi Gestimmten dieses ihr Recht stets mit Milde und Nachgiebigkeit brauchen werden, überzeugt, daß noch immer die Sanftmütigen, die nicht gleich in Zorn und Affekt geraten, das Erdreich besitzen werden, d. h. auf die Dauer weiter kommen und nachhaltiger wirken werden, als die gegenteilig Verfahrenden.

Die in dieser Weise ihr Leben gestalten, kann man nicht Christen im herkömmlichen Sinne nennen; denn sie behalten nur den moralischen Grundgedanken Christi bei, allerdings als seine ursprüngliche Eigentümlichkeit, überzeugt, daß er das, worin er damals nur aufnehmend war, jetzt anders aufnehmen würde. Aber man könnte sie Christgesinnte nennen oder noch deutlicher „Moralchristen und Wissenschaftsfreunde.“ Denn diese längere Bezeichnung drückt am deutlichsten aus, wie sie sind, während die kürzere immer eine nähere Auslegung ihres Sinnes verlangte. Aber was bleibt dann von Religion übrig? von der Religion Christi? Darauf diene zur Antwort: über die nach historisch-genauer Methode gewonnene Erkenntnis von Ursprung und Entwicklung der alttestamentlichen Religion ist Seite 31 bis 36 gehandelt. Danach ist die alttestamentliche Religion entstanden wie alle Religionen, wie die sogenannten wildgewachsenen Religionen überhaupt, und hat nicht mehr Anspruch, eine besondere Offenbarung zu sein, als die griechische oder indische oder chinesische. Nun gehört Religion von Haus aus zur ästhetischen Seite der Empfindung und entsteht als solche noch fortwährend. Jeder Lustaffekt erzeugt eine erhöhte Thätigkeit der Phantasie, läßt den Gegenstand, der ihn erweckt, in erhöhtem Glanze strahlen. Auftauchen aus Gefahren giebt nach Goethe die frömmsten Momente: es ist uns, als ob eine helfende Macht unmittelbar sich unserer angenommen hätte. Das ist das ästhetisch-religiöse Gefühl, das sich noch fortwährend in der Menschheit erzeugt. Mit ihm kann sich das Gefühl der Hoffnung (oder Furcht) verbinden gewissen Gegenständen oder Vorstellungen gegenüber, wie man noch bei Naturvölkern erlebt, daß ein Ankerstück, durch welches ein Mensch zu Schaden kam, mit unheimlichen Gefühlen angesehen wird, ein Tier, das den Durstigen zur Quelle leitete, als gottgesandt oder selbst als göttlich erscheint. Ein solcher Gegenstand wird behandelt wie ein helfenkönnendes Wesen, in Bitten und Darbringungen. Wie das Wort „Mensch“ Träger der Vorstellung einzelner Menschen wird, wie das Wort „Feind“ Tendenzen der Abwehr hervorruft, so werden die religiösen Vorstellungen Erwecker, Anreger der Hoffnung, der Hilfe. „Der junge Indianer nimmt als sein Totem und betrachtet künftig als geheiligt das erste Tier, von dem er während seines (Pubertäts-) Festes träumt.“ Dem Indianer hilft sein Totem nie objektiv, aber da sich sein Pubertätskraftgefühl mit dessen Vorstellung associiert hat, so regt dieselbe auch dieses Kraftgefühl immer von neuem an, so lange es irgend da ist, und so wird er in gün-

stige Bedingungen innerer Art zu seinen Unternehmungen gesetzt. Die religiöse Vorstellung, resp. Bethätigung, belebt und erhält Hoffnung, Zutrauen, Zuversicht; so hat sie große Bedeutung. Man unternimmt in diesem Vertrauen die Sache und kann so unter günstiger Mitwirkung äußerer Umstände eher zum Ziel kommen (audaces fortuna juvat). Wie aus solchen, scheinbar elementaren, Anfängen die höchsten Religionen sich entwickeln konnten, davon legt Zeugnis ab, daß noch heute manche (Rauwenhoff, Ziegler) die Religionsvorstellungen als Erzeugnisse der dichtenden Phantasie auffassen. Nach Ziegler kann der Glaubensinhalt jederzeit Illusion sein, der Glaube ist es nie, d. h. das Gefühl der Hoffnung, des Zutrauens ist wirklich und hat Folgen. Der Vorgang hat Ähnlichkeit mit der Poesie. Nach Jean Paul „liegt die Ursache des Genusses, welchen die Werke der Phantasie hervorbringen, in der Befriedigung eines dem Menschen eigentümlichen Strebens nach Unendlichkeit. Das Idealische der Poesie ist nichts anderes als diese vorgespiegelte Unendlichkeit. Die Teile müssen wirklich, aber das Ganze idealisch sein." Opzoomer und Carlyle gründen die Religion, ihre religiöse Weltanschauung, direkt auf die Poesie. Nach jenem ist „nur der Gottesglaube mutig und thatkräftig. Die unsinnlichen Realitäten sind uns durch das Gefühl garantiert." Die Überzeugung, daß die Welt auf den Triumph des Guten, Schönen, Wahren angelegt sei, nannte er eine „poetische." Carlyle's Weltanschauung ist dem verwandt; ihm ist Poesie „nicht eine besondere Begabung oder ein besonderes Organ, sondern die Harmonie aller geistigen Organe." So groß die Bedeutung der Religion als Gefühl der Hoffnung, des Vertrauens, des Unendlichen auch war und noch ist, so kann wissenschaftlich nach genauer Methode dasselbe nur für subjektiv erklärt werden, wie das ästhetische Gefühl überhaupt. Es giebt und gab daher stets sehr viele Religionen, ja eigentlich hat jeder Mensch seine eigene Religion, wie gerade von Seiten kirchlich Gesinnter öfter betont worden ist, indem sich das religiöse Gefühl einer Gemeinschaft, zu der er etwa gehört, in ihm nochmals individuell färbt. Religion ist aber auch formal; daher kann sich ihre Hoffnung, ihr Vertrauen, ihre Unendlichkeit mit jedem Inhalt verbinden, dem edelsten und dem niedrigsten. Die wohlwollendsten und die grausamsten Seiten der menschlichen Natur konnte sie mit sich verbinden, Entsagung und Wollust, aufopfernde Liebe gegen alles Lebende und vernichtende Härte, sie alle sind in der Geschichte der Religion vertreten in großen Zügen. Dies hat auch Anwendung

auf die alttestamentliche Religion. Wie vielen jungen Theologen haben während ihrer Studienjahre die alttestamentlichen Vorschriften über Ausrottung der kanaanitischen Völker schwere Zweifel bereitet wegen der rücksichtslosen Art, auf diesem Wege einer etwaigen Verführung der Israeliten zu syro-phönicischem Kult entgegenzuwirken! Welch eine Erlösung bietet da die Erkenntnis der historisch-kritischen Wissenschaft des Alten Testamentes, daß das meiste von solchen Erzählungen mehr späte Rückdichtung der Esraischen Periode ist, um auf ihre Gegenwart damit einzuwirken! Selbst ist das Judentum im Sinne Esra's nur durch polizeiliche Maßregelung eingeführt und aufrecht erhalten worden, und die spätere Makkabäerzeit hat gegenüber dem Versuch der Hellenisierung der Juden zu den Waffen gegriffen nicht bloß gegen die Syrer, sondern auch gegen jeden abtrünnigen Juden; und als bei der Schwäche des syrischen Reiches die Juden sich befreit hatten, haben sie sich ringsum auszudehnen versucht und haben umwohnenden Völkern, die sie besiegt, die Wahl gestellt, auszuwandern oder das jüdische Gesetz anzunehmen bis auf die Beschneidung, und diese Völker haben sich lieber zu letzterem bequemt. Auf diesen alttestamentlichen Vorbildern beruhte die Verfolgung gegen Nichtgläubige und die gewaltsame Bekehrung zum Christentum, welche bald nach dessen Sieg im römischen Reich eintrat und durch das Mittelalter sich forterhielt, und selbst im Protestantismus galt Unduldsamkeit anfangs als Grundsatz. Hervorgehoben soll aber werden, daß nach einer Bemerkung Lecky's innerhalb des Protestantismus die Vertreter politischer Freiheit sich gerade auf das Alte Testament beriefen, während die Vertreter politischer Knechtschaft, d. h. duldenden Gehorsams gegen jede Staatsgewalt, gerade auf das Neue Testament sich beriefen.

Bei dieser Gefühlsgewißheit der Religion, die sich ursprünglich zudem nur in einzelnen Geistern stärker regte (Propheten, Religionsstifter), hat man eben darum seit alten Zeiten nach einer mittelbaren Gewißheit derselben gesucht, nach einer wissenschaftlichen, d. h. auf allgemeine Grundsätze und Ausgangspunkte und Verfahrungsweisen gegründeten Gewißheit. Bei diesem Versuch müssen wir heutzutage von dem ausgehen, was der jetzige Stand der Wissenschaften ergeben hat. Die Verwandlung der unorganischen Naturkräfte in einander macht den Eindruck einer großen mathematisch-mechanischen Intelligenz, auf deren Grundlage sich die organische Natur mit den Zell-

kräften erhebt. In der organischen Welt herrscht Zweckmäßigkeit in dem Sinne, daß stets Variation statthat und von dem, was sich dabei ergiebt, das den Bedingungen der Umgebung Angepaßte sich erhält und fortpflanzt, und dabei vielfach immer höhere pflanzliche und tierische Gebilde entstehen. Innerhalb der tierischen Welt treten die geistigen Erscheinungen auf, teils im Dienst des Physiologischen, wie meist in der Tierwelt, teils zwar stets bedingt durch das Physiologische, aber über dasselbe hinausgehend im Menschen. Der Mensch ist fähig zur Wissenschaft zu gelangen im modernen Sinne der Genauigkeit und Wirklichkeit. Diese Durchdringbarkeit der Dinge durch das menschliche Denken einerseits, die Zusammenstimmung der Elemente der Welt andrerseits treibt hervor den Gedanken einer einheitlichen und zwar geistigen Ursache der Welt. Von dieser können wir wissenschaftlich Behauptungen aufstellen nur rückdeutend aus der Welt. Diese Rückdeutung führt wegen der Unzerstörbarkeit der Elemente im gegenwärtigen Naturlauf auf den Gedanken einer ewigen Schöpfung und Erhaltung, wegen der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen darauf, daß im Geiste Gottes unsere Welt als die einzig real mögliche da war, führt wegen der steten Variation bei Beharrung der Elemente auf stete Veränderung in der Kombination derselben, wegen der Bedingtheit des Geistigen in uns durch das Körperliche auf eine Fortexistenz der formalen geistigen Einheiten in neuen körperlichen Verbindungen, so daß die Seelen teil hatten an der ganzen Entwicklung der Menschheit, ruhten, so lange noch nicht die organischen Bedingungen ihrer Verkörperung da waren, und ruhen werden, wenn diese Bedingungen nicht mehr da sein werden. Mehr können wir über Gott nicht wissen. Alles weitere würde Dichtung sein; auch wenn wir dabei im Gefühl glaubten Gott unmittelbar zu erleben, so würde dies bloß subjektiv sein, bloß unser Erleben und in anderen vielfach ganz anders, also nicht Wissenschaft, welche auf allgemeinen und notwendigen Ausgangspunkten, Grundsätzen und Verfahrungsweisen beruhen muß.

Aber könnte man nicht einwenden, daß dieser gegenwärtige Stand der Wissenschaft, auf welchem solche Rückdeutung ruht, vielleicht künftig überwunden werden wird? Darauf diene zur Antwort, daß gewiß manches davon verfeinert werden wird, noch genauer gemacht, daß aber das Grundgerüste so sicher steht, wie je etwas von menschlichem Denken stand in formal methodischer Hinsicht, namentlich der durchgängige Wechselzusammenhang der Kräfte und die Bedingtheit der-

selben durcheinander und die bloß relative Zweckmäßigkeit. Daran wird auch keine Philosophie, die ja noch über die unmittelbar durch die Erscheinungen aufgedrungenen Gedanken hinausstrebt, etwas ändern. Denn um wissenschaftlich zu sein, wird sie an die Ergebnisse der Wissenschaften stets anknüpfen und in Beziehung zu ihnen bleiben müssen, sonst wird sie Dichtung, Begriffsdichtung. Auch wenn es ihr gelänge, die unorganischen und organischen Elemente selbst als geistig aufzuweisen — die Beweise dafür sind bis jetzt nicht stark —, so würde doch bestehen bleiben, daß das niedere Geistige, was uns gar nicht als Geist vorkommt, fort und fort die höheren Geister bedinge, die, welche uns unmittelbar auch als Geist vorkommen; es würde also die durchgängige Bedingtheit auch des menschlichen Geistes durch das Körperliche, welche die letzten 20 Jahre konstatiert haben, dadurch nicht berührt werden. Über diese ganze Frage der wissenschaftlichen Wahrheit hat Lecky sehr treffende Gedanken geäußert: „Die Frage, welches die Wahrheit sei, hat gewiß keine Aussicht, so rasch eine Antwort zu erhalten, aber die Frage, welches der Geist der Wahrheit sei, kann mit viel größerer Aussicht auf Zustimmung erledigt werden. Unter Geist der Wahrheit verstehe ich jenes Verhalten des Denkens, wobei die Menschen, die ihre Fehlbarkeit erkennen und vor allen Dingen zu entdecken wünschen, was wahr sei, zwischen streitenden Argumenten entscheiden sollen. Sobald sie deutlich eingesehen haben, daß die Vernunft und zwar die Vernunft allein ihre Meinung bestimmen muß, daß sie nicht eher der Wahrheit dessen, was ihnen gelehrt wird, sicher sein können, bis sie sowohl die Beweise geprüft als auch gehört haben, was sich dagegen einwenden läßt, und daß jeder Einfluß, der dem Willen Gewalt anthut, notwendig zum Hindernis für die Untersuchung wird, geht auch die ganze Theorie der Verfolgungen mit einemmal zu Grunde. Denn die Freiheit der Forschung bildet die einzige Methode, die wir zur Erreichung der Wahrheit besitzen" u. s. w. Lecky hofft, daß früher oder später der Geist der Wahrheit im Christentum wird angesehen werden, wie er von den Philosophen des alten Griechenlands ist angesehen worden als „die erhabenste Form der Tugend". Er ist überzeugt, daß die Forschung nach Wahrheit den Gott der Wahrheit nie beleidigen kann. Wie es bei uns mit der Möglichkeit solcher Wahrheitsforschung steht, drückt derselbe Schriftsteller gut so aus: „Die überwiegende Mehrheit der Menschen befindet sich noch immer in der Notwendigkeit, ihre Meinungen von der Autorität annehmen zu müssen. Dabei ist unwesentlich,

ob sie dies ausdrücklich wie die Katholiken oder unbewußt wie die Protestanten thun. Sie haben weder Zeit noch Gelegenheit, selbst zu prüfen. Man unterrichtet sie in bestimmten Sätzen über streitige Fragen, als wären es ausgemachte Wahrheiten, in einer Zeit, wo sie selbst noch keines Urteils fähig sind, und wendet alle Mittel an, um den Eindruck zu verstärken. Dies ist der wahre Ursprung ihres Glaubens."

Auf Grund alles Dargelegten ist es mir nicht fraglich, daß Christus, wenn er heutzutage unter uns lebte, das, was er aufnahm aus seiner Zeit, aufgeben würde gegen das, was die Wissenschaft unserer Tage, sowohl die historische als die naturwissenschaftliche und psychologische, festgestellt hat, daß er sich hier aufnehmend verhalten würde, wie er es gegen die vermeinte sichere Überlieferung seiner Zeit und seines Volkes that, aber ebenso fest würde er an seinem moralischen Grundgedanken festhalten und denselben erst recht erweisbar aus dem wissenschaftlichen Thatbestand erkennen und erst recht fruchtbar mit den Mitteln der jetzigen Wissenschaft. Denn er würde nicht vergleichen, was er sich von den Mitteln, welche die vermeinte Offenbarung bot, versprach, sondern was dieselben nach seinem Heimgang wirklich geleistet haben, und da ist groß und segensreich nur gewesen, was von seinem moralischen Grundgedanken sich erhielt. Derselbe würde aber viel reiner und viel allseitiger und ohne die üblen Nebenerfolge, die sich von der Auffassung baldigen Weltendes, von der geschichtlichen Entwicklung des Dogmas aus, von dem Gerichtscharakter und dem Zwangschristentum aus damit verbanden, — er würde jetzt erst mit den echten Mitteln der Ausführung seine Laufbahn in der Welt eröffnen. So ist es zu halten mit der richtigen Fortsetzung des Werkes Christi, und das ist die wahre Nachfolge Christi, und wenn es sich darum handelte, ein Bekenntnis als Sammelpunkt einer Gemeinde, erst gewiß sehr kleinen Gemeinde „der Moralchristen und Wissenschaftsfreunde" oder „der wissenschaftlichen Nachfolge Christi" aufzustellen, so könnte es etwa lauten: „Ich glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit, in welcher Welt Gottes nichts verloren geht, indem in andern und andern Verbindungen die Elemente, körperliche und geistige, stets weiter existieren. Ich weiß, daß trotz seiner körperlichen Bedingtheit der menschliche Geist auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis eine große Einwirkung auf die natürlichen und die menschlichen Verhält-

nisse gewinnen kann. Ich bekenne mich zu dem Eigentümlichsten in Christi Lehre, daß die Größe des Menschen im Dienen bestehe. Darum will ich meine Kräfte, leibliche und geistige, ausbilden zum eigenen Unterhalt, womöglich zur Gründung einer Familie, und zum gemeinsamen Gebrauch des Lebens, reichlich im Mitteilen, mäßig im Empfangen, noch mäßiger im Genießen. Freiheit des Denkens und des wissenschaftlichen Forschens ist mir Grundbedingung aller Verbesserung menschlicher Verhältnisse, an welcher mitzuarbeiten das schönste Gut in Gottes Welt für den Menschen ist."

Die wissenschaftliche Theologie unserer Tage, d. h. diejenige, welche die in den historischen Wissenschaften ausgebildeten Methoden auch auf das Neue und Alte Testament anwendet, hat als unzweifelhafte Ergebnisse geliefert, was S. 31 bis S. 38 kurz dargelegt ist, daß Jesus sein Himmelreich als einen bald eintretenden wunderbaren Abschluß der Geschichte betrachtet hat, daß das Alte Testament, wie es vorliegt, wesentlich durch Esra und seine Nachfolger ist festgestellt worden, mit Benutzung früherer Schriften und Aufzeichnungen, welche noch erkennen lassen, daß die alttestamentliche Religion von Anfängen ausging gleich denen aller Religionen, auch der Naturvölker, und besonders durch die Propheten ist fortgebildet worden. Die wissenschaftliche Theologie liefert so die Vordersätze, aus welchen die gegenwärtige Schrift Schlußsätze gezogen hat. Warum zieht die wissenschaftliche Theologie diese nicht? Sie unterschätzt das, was die Naturwissenschaft Verifikation nennt, d. h., daß eine Behauptung, die man nicht direkt prüfen kann, an Folgerungen aus ihr geprüft werde. Die Propheten haben Jahveh sittlich-geistige Züge gegeben, aber daß sie dabei nicht auf einer göttlichen Offenbarung fußten, geht daraus hervor, daß ihre Verheißungen, wenn das Volk Jahveh treu diene, werde es seine nationale Unabhängigkeit behaupten und in einer äußeren Lage sich erhalten, wie es das erwählte Volk Jahvehs erwarten dürfe, sich nicht erfüllt haben. Da gerade an diesen Verheißungen wesentlich das Volk national zu Grunde ging, so folgt, daß die Propheten sprachen, wie auch andere Völker begeisterte Männer hatten und zutreffende und irrende Verkündigungen derselben. Daraus folgt mit, daß auch die geistig-sittlichen Züge, welche die Propheten Jahveh liehen, nicht aus sich Wahrheit beanspruchen können, sondern auf ihren Wahrheitsgehalt besonders müssen geprüft werden, gerade wie Sprüche des Confucius, Buddha's, der Veden, der griechischen Weisen

und Philosophen. Die ganze religiös-sittliche Vorstellungsweise des Alten Testaments bedarf einer Korrektur auf Grund der modernen Wissenschaft (S. 71), und da auf dieser Vorstellung das Neue Testament mitberuht, und die besonderen Aussagen Christi gleichfalls sich nicht verwirklicht haben in dem Sinne, wie sie gemacht sind, so bedürfen auch sie einer Korrektur. Auch die ursprüngliche Eigentümlichkeit Jesu mußte daher auf ihre wissenschaftliche Gültigkeit besonders geprüft werden (S. 65). Die neuere wissenschaftliche Theologie hält mit Modifikationen die prophetische Gottes- und Sittenlehre und die analoge Benutzung derselben durch Christum für in sich glaubwürdig. Sie giebt sich dabei teils dem ästhetisch-poetischen Zug der Religion hin, wie er S. 69 berührt ist, der darum nichts beweist, weil damit jede Religion von ihren Bekennern gerechtfertigt wird, auch der Buddhismus, und doch nicht alle zugleich wahr sein können; zum anderen Teil fußt sie seit Mitte unseres Jahrhunderts insbesondere auf der Ansicht, daß die prophetisch-christliche Gottes- und Sittenlehre wesentlich mit der Kantischen Moraltheologie übereinkomme. Aber diese Kantische Moraltheologie ist wissenschaftlich nicht mehr haltbar; sie beruht auf der Annahme einer Unbedingtheit des menschlichen Geistes, nämlich auf der Freiheit als Fähigkeit, eine Reihe absolut anzufangen, der Unabhängigkeit des Geistes vom Causalnexus, der Abhängigkeit der Erscheinungen von solchen Dingen an sich als möglich und wegen des Moralgesetzes mit jener Beschaffenheit wirklich; ein übersinnliches Vermögen ohne eigentliche Bedingtheit durch das Sinnliche würde uns nach ihr durch das Moralgesetz verbürgt. Die physiologische Psychologie hat all diese Annahmen widerlegt (s. S. 59). Daß viele ihrer Argumente auf krankhaften Erscheinungen fußen, ist keine Schwäche dieser Argumente; in Krankheit sind dieselben Prozesse wie im gesunden Leben, nur quantitativ gesteigert oder gemindert. Wenn Körpertemperatur über oder unter 37,5 krankhaft ist, d. h. das Wohlsein und ev. den Bestand des körperlichen Lebens gefährdet, so heißt das nicht: die normale Temperatur hat mit dem Wohlsein gar nichts zu thun, sondern beweist gerade, daß sie seine Bedingung ist. So ist eine Überreizung der Nerven und des Gehirns oder eine Atrophie beider nicht bloß Ursache *krankhafter* Geisteszustände, sondern die normale Erregung ist eben damit zugleich als Bedingung des normalen geistigen oder Bewußtseinszustandes überhaupt erwiesen. In Wirklichkeit noch mehr als Kant ist aber Lotze der Haltpunkt dieser modernen wissenschaftlichen Theologie. Aber Lotze's sittliche

Lehren über Mensch und Gott sind nach ihm selbst Forderungen des Gemütes, d. h. von Gefühl und Phantasie, und nach ihm selbst ist es ihm nicht gelungen, die drei Voraussetzungen seiner Philosophie, Vielheit der Elemente der Welt, strenge Gesetzlichkeit der Erscheinungen, Werte, d. h. Zwecke, als leitend und maßgebend für jene beiden, in eine Philosophie, d. h. in eine zusammenhängende Ansicht mit Denknotwendigkeit zu verwandeln. Daß Zwecke oder Werte das Leitende in der Welt sind und bei Gott, ist ihm schließlich eine Annahme des Charakters, nach dem Verstand hätte ihm zufolge der Pessimismus recht, was arge Übertreibung ist. Die Willensfreiheit im kühnsten Sinne absoluten Neuanfangs jeden Augenblick ist ihm gleichfalls Postulat, d. h. Wunsch, wenn auch der Wunsch eines redlichen Herzens. Aber mit jener Teleologie stimmt nicht, was sich wissenschaftlich konstatieren läßt (S. 47), und in der Psychologie hat Lotze in seinen späteren Jahren die Fortschreitungen dieser Wissenschaft nicht mehr sehr beachtet; da hat er sich immer mehr in eine bloße „Stimmungsphilosophie" versetzt, wenn auch eine sehr geistvolle, während in seinen ersten Schriften manches ist, was gerade mit den Ergebnissen der neueren Psychologie sich berührt. Er kam von der Ästhetik zur Philosophie, und eine ästhetische Stimmung im Sinne einer großen Hoffnung, daß alles trotz des vielfachen Anscheins des Gegenteils Geist, Güte und Liebe sei, ist schließlich Herr über ihn geblieben. — In älterer Zeit hat man, wo Wissenschaft mindestens in Anfängen versucht wurde, auch Gotteslehre und Moral auf diese mitgegründet. Die Gotteslehre war den griechischen Philosophen ein Teil der Naturlehre, der Abschluß derselben. Sie hatten auch die Religion ihres Volkes um sich mit ihrer Unmittelbarkeit und kannten auch die Wirkungsmächtigkeit derselben (Aristoteles Metaphysik α gegen Ende), aber um objektive Anknüpfungspunkte zu haben, wandten sie sich an die Natur und worauf diese deute. Die Moral haben Plato und Aristoteles trotz aller Ideale mit dem physiologisch-psychologischen Wesen des Menschen in engem Zusammenhang gehalten. Die Wendung unserer Philosophie durch Kant geht wesentlich auf J. J. Rousseau zurück, d. h. auf Gefühl und Phantasie als aus sich glaubwürdig, bei Kant in der Meinung, dadurch Unabhängigkeit von streitenden Ansichten zu gewinnen. Er wußte nicht, daß auf Gefühl und Phantasie auch der Buddhismus sich basieren kann; denn daß Buddha und seine Anhänger das alles empfinden, ist unzweifelhaft, subjektiv empfinden. Aber Kant und Buddha werden, wenn man wissenschaft-

lich verfährt, psychologisch beide unhaltbar. Ein anderer Gewährsmann unserer wissenschaftlichen Theologie ist zum Teil Goethe, überhaupt die Unmittelbarkeit genialer Dichter oder künstlerischer Intuitionen. Auch das geht schließlich auf J. J. Rousseau zurück, und seine Ansicht von Natur und Natürlich als der unmittelbaren Stimme der Wahrheit.

Ich setze hier statt weiterer Betrachtungen einen kurzen Aufsatz ein, der die Sache deutlich zu machen geeignet ist: Sind Naturwissenschaften bloße Fachwissenschaften? Einiges von diesen Gedanken ist zerstreut in gegenwärtiger Schrift schon vorgekommen, das Ganze kann auf eine Lücke hinweisen, die unsere moderne Bildung meist noch zeigt, welche überwiegend eine ästhetisch-philosophische oder eine ästhetisch-philologisch-geschichtliche ist.

Treitschke thut im 5. Band seiner Deutschen Geschichte den Ausspruch: „Die Naturwissenschaften sind und bleiben stets Fachwissenschaften, ihre Schriften können niemals so vollständig zum Gemeingut aller Gebildeten werden, wie die Werke der Geisteswissenschaften". Dieser Ausspruch ist kaum als eine individuelle Ansicht des Geschichtsschreibers der Deutschen im 19. Jahrhundert anzusehen, sondern giebt wohl die Ansicht weiter Kreise wieder. Ich möchte ihn eben darum nicht unwidersprochen lassen, da ich als Philosoph von Berufswegen genötigt bin, mit allen Wissenschaften in einer gewissen Beziehung zu bleiben, da sie alle zuletzt Fragen mit sich führen, die in Philosophie münden, ob man nun diese selbst als eine Fachwissenschaft ansieht oder als eine sich von selbst mit den Fachwissenschaften verbindende letzte Zuspitzung. Fachwissenschaften sind meines Erachtens alle Wissenschaften, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften und die einzelnen Abteilungen beider, sofern sie fachmäßig, d. h. mit genauem Eingehen in die Tiefe sowohl als in die Breite müssen getrieben werden, um eben Wissenschaften zu sein. Insofern sind ihre Schriften zunächst nur für Fachleute; denn diese sollen ja zugleich die ihnen vorgelegten Untersuchungen auch nachprüfen auf ihre Richtigkeit. Wie viele Werke aus alter und neuer Philologie, wie viele Forschungen zur allgemeinen Geschichte oder rechtsgeschichtliche und selbst kunstgeschichtliche sind in diesem Sinne Fachschriften! Aber es können auch die sicheren Ergebnisse der Wissenschaften samt den Hauptbeweisen für die Kreise der Gebildeten überhaupt zur Darstellung gebracht werden, nicht bloß in den Geisteswissenschaften, sondern auch in den

Naturwissenschaften, wie dies von Humboldt im Kosmus versucht ist. Es kommt nur darauf an, daß die betr. Gelehrten auch zugleich die Gabe einer Darstellung und Beweisführung haben, welche die Anknüpfung an die allgemeine Bildung in solchen Materien findet; denn ohne alle Vorkenntnisse können freilich derartige Schriften, und seien sie von Meistern der Wissenschaft und der Darstellung in einer Person verfaßt, nicht verstanden werden.

An diesen Vorkenntnissen zum Verständnisse naturwissenschaftlicher Werke, auch wenn sie in der Darstellung verbreiteten Werken aus den Geisteswissenschaften ebenbürtig sind, fehlt es heutzutage, und das hat sehr üble Folgen gerade für die Geisteswissenschaften. Für diese geben die Naturwissenschaften Ausbeute und Fingerzeige, die noch wenig benutzt werden, obwohl sie reich sind und weit führen. Warum sollte ein gebildeter, auch naturwissenschaftlich vorgebildeter Mann nicht im Stande sein, 1) zu beurteilen, worin die thatsächlichen Ausgangspunkte der Darwinischen Theorie in betreff der organischen Wesen bestehen, 2) zu beurteilen, was diese Theorie erklärt und was nicht, 3) zu erkennen, wie weit dieselbe eine Theorie ist, d. h. eine verifizierbare Hypothese, und wo sie anfängt eine bloße Hypothese, immer noch eine sehr stattliche, zu sein, 4) aber auch einzusehen, daß, wenn man sich nur an das hält, was von ihr als durch Folgerungen in der Erfahrung beglaubigt gelten muß, sich daraus ergiebt, daß alle organischen Wesen variieren, daß manche, keineswegs alle solche Variationen zweckmäßig, d. h. für Erhaltung des Einzelwesens und seine Fortpflanzung, nützlich sind? Aus letzterem folgt nichts Geringeres, als daß nicht alles in der Welt zweckmäßig ist, sondern daß jedes Neue erst die Probe bestehen muß in der Erfahrung, ob es dies auch sei. Bei der engen Beziehung des organischen Lebens zum geistigen (so unerklärlich letzteres aus dem bloß organischen sein mag), und da alles Geistige, um in der Welt Wurzel zu fassen, sich mit Organischem verbinden muß in Handlungen (Bewegungen) und in Institutionen, so folgt hieraus, daß auch das geistige Neue stets erst seine Probe auf Zweckmäßigkeit für Bestand und Förderung des Individuums und der Gattung bestehen muß. Mit anderen Worten: die ganze Verehrung für das sog. Natürliche hat wegzufallen. Nicht bloß das vorige Jahrhundert hat mit natürlichem Recht, natürlicher Moral, natürlichen Erziehungsgrundsätzen u. s. w. operiert in dem Sinne, als ob das, was „spontan“ in uns entsteht, auch ohne weiteres das Zweckmäßige und Gute sei; der Grundgedanke der An-

sicht geht viel weiter zurück, durch das Mittelalter bis auf Plato und Aristoteles. Es hat also auch im individuellen Leben kein Mensch Berechtigung, sich darauf zu berufen, es sei ihm das „natürlich" so anzusehen, sondern er hat das ihm Natürliche auf seine Folgen für ihn selbst und andere zu prüfen. Auch auf große geschichtliche Persönlichkeiten erleidet dies Anwendung, auch auf Napoleons „Stern", auch auf die Genies in Dichtung und Kunst (mit ihrer oft sehr bedenklichen Virtuosenmoral). Daher ist es für die Praxis so wichtig, wenn es sich um große Veränderungen handelt, daß dieselben vorher in kleineren Kreisen sind erprobt worden, was ein unzweifelhafter Vorzug von Bundesstaaten bildet, wie Nordamerika, die Schweiz sind, auch Deutschland, falls die Einzelstaaten sich der ihnen gebliebenen freien Bewegung auch bedienen. Der ganze Kampf des Naturrechts und der historischen Rechtsschule wird so in seinen Tiefen verständlich und zugleich, warum die historische Rechtsschule ins Unrecht kam, als sie sich bloß passiv gegenüber der Rechtsbildung verhalten wollte. Es giebt auch eine aktive Thätigkeit in Bezug darauf, nur ist sie vielfach anders, als das bloße Naturrecht meinte. Auf weitere Folgerungen für Auffassung der Geschichte, der politischen und der Kulturgeschichte, brauche ich nur hinzuweisen; sie drängen sich in Masse auf.

Ein anderer Punkt, wo man die üblen Folgen erkennen kann, daß Naturwissenschaften zur Zeit überwiegend Fachwissenschaften sind und in die allgemeine Bildung ihre Hauptergebnisse noch zu wenig eingegangen, ist dieser. Die Naturwissenschaft sieht in den quantitativen Bestimmungen und den Bewegungen der Erscheinungen das Maßgebende, das, worauf das Qualitative (Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke) zurückzuführen ist. Die Gründe dafür von Galilei, Descartes, Hobbes an bis auf Johannes Müller lassen sich kurz und bündig zusammenstellen und sind oft zusammengestellt worden. M. a. WW.: Farben, Töne u. s. w. sind nur in uns und ähnlichen geistig-leiblichen Wesen. Draußen, d. h. wenn man uns als geistig-leibliche Wesen wegdenkt, sind nur farblose Ätherwellen, lautlose Luftschwingungen, Oscillierungen kleinster Teilchen (nicht Wärme) u. s. w. Da nun Malerei nicht ohne Farben, Musik nicht ohne Töne da ist, da Plastik und Architektur nicht mehr sein würden, wenn es sich um ein bloßes Abtasten von Materie (Ausdehnung und Widerstand) handelte, da die lauen Lüfte des Frühlings, die Düfte der Blumen, das Aroma des Weines nur in uns als geistig-leiblichen

Wesen sind, so hat die qualitative Empfindung ästhetischen Wert. Diese Ästhetik bleibt, trotzdem die Empfindungen, die sie verwendet, meist subjektiv sind; denn dieselben werden durch objektive Vorgänge angeregt. Aber freilich kann nun die Kunst nicht, wie man meinte, den Weltgeist offenbaren (Goethe), ihr Material sind unsere menschlichen subjektiven Auffassungen der vielfach ganz anders anzusetzenden objektiven Vorgänge. Man kann auch nicht sagen: was die Natur anstrebe, das hebe die Kunst in Vollkommenheit heraus (Aristoteles, Schelling); denn vieles, was in der Kunst verwendet wird, ist so gar nicht in der Natur. Es steht daher die Kunst nicht über der Wissenschaft, hat aus sich keinen Erkenntniswert, sondern hat ästhetische Bedeutung, sie kann Gefühl und Phantasie in edler und für das Gesamtleben erholender Weise anregen auf Grund meist subjektiven Materials. Wie anders würde der Realismus in der Kunst, über den heutzutage soviel Streit ist, sich selbst ansehen, wenn er sich bewußt wäre, daß er notwendig mit subjektivem Material operiert, m. a. W., daß Kunst sich nicht an die Stelle der Wissenschaft setzen kann. Er würde sich dann daran begeben, aus der Wissenschaft zu lernen, was die Kunst aus ihr lernen kann, und dann eben Kunst zu sein neben und in vielleicht größerer Bekanntschaft mit Wissenschaft, was vielfach ein Segen wäre und neue Wege eröffnete. Selbst für den Dichter, soweit er nicht das subjektive Material der anderen Künste gebraucht, wäre es gut, sich bewußt zu sein, was er mit seiner Dichtergabe kann und was nicht. Nach Goethe bei Eckermann ist „die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, dem Dichter angeboren und ihre Darstellung gelingt ihm". Aber die physiologischen Seiten jener Seelenzustände sind durch die dichterische Intuition nicht erfaßbar, da muß der Dichter an die genauere Beobachtung, ev. an das Experiment gehen, wie der Mann der Wissenschaft. Alle Psychiater haben Einspruch erhoben gegen die Darstellung und Motivierung der Paralyse, wie sie Ibsen in einem seiner Stücke gegeben hat, indem er sich auf seine Dichtergabe verließ. Auch kann der Dichter immer nur von jener angeborenen Region der Gefühlszustände und Leidenschaften aus operieren, wie sie ihm angeboren ist; er erschöpft weder die ganze Fülle der Möglichkeiten noch kommen alle von ihm in der Phantasie entworfenen Möglichkeiten alle so vor. Er kann uns also über alle Phantasiemöglichkeiten der Gefühlszustände und Leidenschaften in uns, soweit wir hierin ihm

verwandt sind, aufklären, aber daneben über die Menschen, wie sie in einer Zeit wirklich sind, und was von ihrem Thun und Lassen zu erwarten ist, kann uns nur die Menschenkenntnis der Erfahrung, unterstützt von Geschichte und Statistik, aufklären. Man könnte eine wundervolle Examensnovelle schreiben, in der einer, der gescheut ist und fleißig studiert hätte, doch durchfiele; es kommt so etwas nur in der Wirklichkeit nicht vor.

Aus der naturwissenschaftlichen Unterscheidung der objektiven (Größe und Bewegung) und subjektiven Qualitäten hat man sofort gefolgert, daß die nächste Wahrnehmung überwiegend praktische Bedeutung habe, nicht sagt, wie die Dinge selbst sind. Licht zeigt uns Dinge auch in der Ferne, Schall mehr in der Nähe, die Wärmeempfindung kündet uns an, daß gewisse Vorgänge, die dem Leben nützlich oder schädlich sein können, da sind, Geruch deutet Abwesenheit oder Anwesenheit schädlicher oder nützlicher Stoffe an, und Geschmack regt zum Essen an oder mahnt davon ab. Die nächste Wahrnehmung hat so wesentlich praktisch-biologische Bedeutung; erst aus der genaueren Beobachtung, unterstützt vom logischen Denken, hat sich die Unterscheidung der objektiven und subjektiven Qualitäten herausgearbeitet. Die praktisch-biologische Bedeutung der nächsten Wahrnehmung bleibt auch nach Feststellung ihres überwiegend subjektiven Charakters, sie wird durch die quantitative Auffassung verstärkt und verfeinert (Thermometer, chemische Reagentien u. s. w.). Hieraus ergiebt sich zugleich, daß Naturwissenschaft nicht bloß Erkenntniswert, sondern auch technischen Kulturwert hat und moralischen Wert, insofern sie ganz anders Leben erhaltend und fördernd wirken kann, als die nächste Wahrnehmung, und daß die Wissenschaft, den höheren geistigen Thätigkeiten angehörig, als Vernunft unser Leben leiten soll, und daß nächste Empfindung, nächste Triebe niemals an sich schon die Herrschaft haben dürfen. Für Klüglinge bemerke ich dabei, daß die etwaige philosophische Rückführung von Größe und Bewegung auf apriorische subjektive Auffassungen an allen diesen Ausführungen nichts ändert, denn es bleibt dabei bestehen, daß die ihnen etwa zu Grunde gelegten intelligiblen Beziehungen nicht farbig, nicht tönend u. s. w. sind, sondern von unbekannter, weiter gar nicht erfaßbaren Art, und daß wir als die Wesen, welche leben und handeln, Farben, Töne u. s. w. als sekundär-subjektiv auf Größe und Bewegung als primär-subjektiv zurückzuführen genötigt sind.

Dies sind ein paar Striche zur Lehre, daß Naturwissenschaft

mehr und mehr Gemeingut aller Gebildeten werden muß, eben weil die Geisteswissenschaften sich gar nicht mehr verstehen und richtig ausführen lassen, auch Moral nicht, ohne naturwissenschaftliche Grundkenntnisse.

Erst wenn solche Kenntnisse mehr verbreitet sind, wird auch Sinn für „wissenschaftliche Religion" mehr erwachen, die sich niemand aufzwingt, da Wissenschaft selbst von Freiheit des Denkens allein lebt, die sich auch niemand aufzwingt, indem sie alle andere Art etwa verketzert und herabsetzt, im Gegenteil kann ihr Verhältnis zur naturwüchsigen oder geschichtlichen Religion ein freundliches sein. Die Religion dieser Art geht hervor aus Gefühl und Phantasie. Diese beiden greifen weit über die unmittelbar sich aufdrängende Lebenswelt hinaus, gerade in den wüstesten Mythologien und dem krassesten Aberglauben geschieht dies am meisten. Eben dadurch zeigt sich, daß im Menschen etwas über die bloß physische Selbsterhaltung und Arterhaltung hinaus ist. Physiologisch drückt sich dies darin aus, daß nach Ramon y Cajal ein sehr unbedeutender Reiz auf ein Sinnesorgan, indem er durch Nerven zum Gehirn geführt wird, lawinenartig anwächst. Etwas Willkürliches, ohne Weiteres zu Hemmendes liegt da nicht vor. Auch die Wissenschaft ist aus Gefühl und Phantasie mit hervorgegangen und bedarf derselben stets. Die Seligkeit der Theorie ist oft gefeiert worden, die aufopfernde Begeisterung für Erkenntnis ist noch die Haupttriebkraft aller Forschung, abstrakter und konkreter. Die reine Geometrie war ursprünglich ein Phantasiegebilde, sie ging über die sinnliche Empfindung hinaus, man verehrte in ihr mit Recht etwas Höheres, Geistiges; erst durch die moderne Wissenschaft sind viele ihrer Entdeckungen auch für die Natur verifiziert worden. Lange stand in Geometrie und Arithmetik fest, daß, wenn das und das gegeben oder gedacht ist, das und nur das und unweigerlich folgt, bis man lernte, auch in der Natur dieselbe strenge Folgerichtigkeit anzunehmen und nachzuweisen. Taine hat die Religion einmal erklärt als „geglaubte Poesie". Unter dieser Auffassung kann man sich die Stellung der Wissenschaft zu ihr am leichtesten beschreiben, zumal wenn man die philosophischen Systeme, soweit sie nicht verifiziert werden können, gleichfalls als auf poetischem Trieb beruhend ansieht (Begriffsdichtungen). „Die Beobachtung des Romandichters ist nur eine Ahnung; er hat zum Werkzeug die innere Anschauung, eine Art zweiten Gesichts, das den Propheten und den

Somnambülen eigen ist, welche zuweilen das Wahre trifft, oft das Falsche. Denn ohne Verifikation drücken die Vorstellungen nur die Beschaffenheit des Geistes aus, der sie bildet: so sind fast alle großen Systeme von Religion und Philosophie entstanden. Die poetischen Geister (wie Plotin, Bonaventura, die h. Therese, St. Martin, Swedenborg) werden von der ruhigen Deduktion des Gelehrten abgestoßen" (Taine). Wohl kann man „die leichtgläubige und enthusiastische Einbildungskraft das innere und allmächtige Ungetüm, den Narren, den jeder Mensch in sich trägt" mit Taine nennen, und Goethe hat gelegentlich noch stärkere Ausdrücke dafür gebraucht, aber man darf nicht vergessen, daß ohne Gefühl und Phantasie auch das Beste, was die Menschheit geleistet hat, nicht wäre, auch Wissenschaft und wissenschaftliche Kultur wäre ohne sie nicht. Es entsteht also die Aufgabe, Gefühl und Phantasie nicht zu unterdrücken, sondern ihnen früh eine Wendung zur Regelung am Realen zu geben im modernen Sinne, d. h. an genauer, auch mit Mathematik verbundenen Erfahrung und dem Experiment und zur Verifikation aller Denkannahmen anzuleiten. Dazu ist nötig, daß die, welche die Stufe der Wissenschaft und wissenschaftlichen Religion erreicht haben, sich in freier Weise und doch innerlich fest zusammenschließen, und daß die Verbreitung ihrer wissenschaftlichen Welt- und Lebensansicht darin bestehe, die, welche noch nicht soweit sind oder nicht unmittelbar dazu befähigt sind, allmählich dazu emporzuheben durch Darbietung von Gelegenheit an wissenschaftlicher Lebensauffassung und Lebensführung Teil zu nehmen und jederzeit zuverlässige Kunde davon zu erhalten. Es darf nicht gelten, daß, „um populär zu werden, jede Lehre sich dem Volk anbequemen muß" (Taine). Das hat selbst die historischen Religionen und den Buddhismus um ihre ursprüngliche Art gebracht. Das Volk muß hinaufgezogen werden, nicht die wissenschaftliche Lebensauffassung und Lebensführung herabgezogen. Wie soll das geschehen, wenn Taine Recht hat, daß „die armen Teufel und die geistig Schwachen (les imbéciles) die Mehrzahl der menschlichen Gesellschaft" sind? Die armen Teufel sind allerdings die Mehrzahl der Menschen, aber die, welche so hochstrebender Gefühle und Phantasie fähig sind, wie die Mormonen, bezüglich deren Taine jene Äußerung that, sind keine geistig Schwachen, sondern sie haben die Grundlage menschlich geistiger Eigentümlichkeit, an welche auch die Wissenschaft stets anknüpfen muß, und sie haben sich gerade die technisch-wissenschaftlichen Errungenschaften in ausgedehntestem Maße zu Nutze gemacht. Da-

gegen hat Taine Recht mit der Bemerkung, daß man nicht mit einer Idee (einem Begriff) die Menschen erhebe, sondern mit einem Gefühl. Die wissenschaftliche Lebensauffassung und Lebensführung hat ein solches Gefühl, nämlich die erfolgreiche Gestaltung des äußeren Lebens und des persönlichen Lebens zugleich mit der Anerkennung der Gleichheit aller Menschen und des Wertes, des mehr oder minder großen, die Wissenschaft vorbereitenden Wertes aller Religionen. Nur wird sie eine enthusiastische Gesamterhebung weder bewirken noch erstreben, denn das ist mit Wissenschaft, welche stets Arbeit ist, unvereinbar, es muß hier alles langsam und stetig gehen. Denen, die Religion als das Höchste beibehalten wollen, wird die wissenschaftliche Lebensauffassung gern Gelegenheit geben, sich die wissenschaftlichen Einzelkenntnisse anzueignen, die sie zur äußeren Ausgestaltung ihres Lebens heutzutage auch brauchen. Man wird Kurse einrichten, welche von Gesamtauffassung absehen. Die wissenschaftliche Lebensauffassung und Lebensführung wird aber auch von den geschichtlichen Religionen manches aufnehmen, aber eben in freier Weise, nicht als absolut wahr, sondern als individuell wohlthätig. Wem es gegeben ist, sobald er nur die Augen schließt und sich still in sich sammelt, eine sanfte Durchleuchtung mit friedseligem Ausruhen der Seele zu empfinden, den wird sie lehren dies für das zu halten, was es ist, einen erholenden und ausruhenden Nervenzustand, nicht ein unmittelbares Innewerden Gottes oder des Absoluten; eben als solcher Nervenzustand ist dies wohlthätig und nicht mit Gewalt zu vertreiben, obwohl nur mit Maß zu gebrauchen, da es werden kann wie Gewöhnung an Opium oder Morphium. Etwas von der Buddhistischen Abwendung von der Anhänglichkeit an das Sinnliche, an Begierden, irdische Hoffnungen und Strebungen ist jedem Menschen zu empfehlen, nicht um alle Thätigkeit in sich zu ertöten und gleichgültig zu werden gegen Wohl und Wehe, sondern um stets sich zu bescheiden, wenn unser Streben nicht gelingt, oder wenn wir auf Gegenstreben treffen und versucht sind, leidenschaftlich und heftig zu werden: man thut, was man kann, mit beharrlichem Eifer, aber die Heftigkeit bringt stets auch geistig Verworrenheit und Verblendung mit sich. Man kann selbst von den Mormonen lernen, wohl lernen, daß alle Handarbeit treiben, auch der Gelehrte, mindestens einen Teil des Tages, aber ganze Stunden, dieser leichte und von abstraktem Denken ausruhende. Es wird das gerade ein heilsames Gegengewicht gegen körperliche Beschwerden und geistige Überanstrengung sein. Umgekehrt wird geistige Beschäftigung

leichter Art auch den überwiegend körperlich Arbeitenden zuzuführen sein. Balzac hat von dem Glück berichtet, das seine Seele erlebte, wenn sie „gebadet war in dem Glanze eines Lichtes, das er selbst nicht näher kannte, wenn er die furchtbaren und verworrenen Stimmen der Inspiration hörte, wenn aus einer unbekannten Quelle die Bilder in sein zitterndes Gehirn strömten.“ Man wird den Dichter belehren, daß bei Visionären und Geisteskranken dieselben Empfindungen vorkommen, daß nicht diese Empfindungen die Größe des Dichters machen, sondern das, was bei denselben und trotz derselben herauskommt, ihr Inhalt, und daß dieser in Bezug auf Wahrheit die Probe der Wissenschaft bestehen muß. Er darf, was diese zeigt, für Gefühl und Phantasie beleben, er darf von dem, was sie lehrt, in Gefühl und Phantasie weiter gehen, hoffend, ahnend, aber er muß das Letztere nicht aus sich selbst schon für wahr im wissenschaftlichen Sinne halten und sich nicht für einen Offenbarer aus einer höheren, der Wissenschaft überlegenen Welt. Wenn endlich jemand zwei Seelen hätte, eine wissenschaftliche und eine religiöse, die sich nicht in wissenschaftliche Religion verschmelzen wollten, so würde die wissenschaftliche Lebensauffassung demselben anraten, sich dem Doppelleben hinzugeben, gerade wie solches abwechselnde Bewußtsein auch sonst bei Menschen vorkommt (S. 57). Nicht aus Zufall hatte man am Ende des Mittelalters die Lehre von einer doppelten Wahrheit, der wissenschaftlichen und der religiös überlieferten. Freilich giebt es nur e i n e Wahrheit, aber nicht jeder Mensch ist im stande, sie zu finden, zumal in Zeiten, wo neue Auffassungen aufstreben, und wessen geistige Art so ist, daß er zwei neben einander haben kann, ohne daß ihn das stört, im Gegenteil er sich dabei wohl befindet, dem lasse man seine Weise; es ist nicht jedermann gegeben, seine geistige Konstitution zur Einheit zu bringen, es ist in Wahrheit solche Einheit sogar ein seltener Fall. Kant betrachtete in der Welt der Erscheinungen alles als streng in Causalzusammenhang, auch das menschliche Thun, wie es sich in den äußeren Handlungen darstellt, daneben war ihm aber als Ding an sich der Mensch frei und alle sinnlichen Erscheinungen wurzelten ihm in geistig gedachten oder geistig geglaubten oder mindestens glaubbaren Wesen. Bleiben konnten seine Nachfolger wohl dabei nicht und suchten Einheit des Wissens, sie suchten sie nur an falscher Stelle, d. h. wollten womöglich die moderne Naturwissenschaft entwurzeln, aber Kant hatte nach langen und vielfältigen Versuchen gerade in dieser zwiespältigen Art der Vorstellungsweise seine

Ruhe gefunden. Vielleicht daß heute die Beschäftigung mit ihm auch an dieser zwiespältigen Vorstellungsweise ihren geheimsten Grund hat; wer aber Einheit des Wissens anstrebt, wird von ihm nicht zur absoluten Philosophie die Wendung nehmen, denn über die modernen realen Wissenschaften kann man nicht mehr, wie damals, wähnen vornehm hinwegschreiten zu können, und wissenschaftlich ist speziell die Moraltheologie Kants unhaltbar (S. 73).

Als ein Einzelbeispiel, wie man jetziger Zeit im Sinne Christi wirken kann, gebe ich, was Krafft-Ebing in seiner Schrift: Nervosität und neurasthenische Zustände 1895, unter anderem äußert: „Für schwere Fälle von Neurasthenie, und das sind wohl alle chronisch gewordenen und die Mehrzahl der konstitutionellen, bedarf es eigener Anstalten, sog. Sanatorien für Nervenkranke. — Leider sind diese Sanatorien im allgemeinen nur den oberen Zehntausend der Bevölkerung zugänglich, während der Mittelstand ihrer entbehren muß. — Es wäre eine außerordentliche Wohlthat für die Mittelklasse der Bevölkerung, wenn Private, Korporationen oder Behörden für solche Nervenkranke Heilanstalten mit erschwinglichen Verpflegungssätzen errichten wollten. — Dieses Bedürfnis macht sich von Jahr zu Jahr gebieterischer geltend. Seine Nichterfüllung verschuldet zahllose finanzielle Ruine von Familien, häusliches Elend, Selbstmorde, Unheilbarwerden von Menschen, denen im Anfang ihres Leidens sicher und verhältnismäßig rasch Hilfe geboten werden könnte. — Mit den schweren Nervenkranken geht es geradeso, wie seinerzeit mit den Geisteskranken, deren Genesungschancen erst dann sich zeigten, als man ihnen Heilanstalten errichtete. — Ich denke mir solche Zukunftssanatorien als ländliche Kolonien mit Gärten, Feldbau, Viehwirtschaft und Werkstätten für einzelne Gewerbe in klimatisch vorteilhafter Lage im Mittelgebirge, abseits vom Weltgetriebe und doch leicht erreichbar für die Hilfesuchenden, ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln der Heilkunst, geleitet von kundigen, auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehenden Ärzten.“ Gegen Nervosität als ein Grundübel unserer Zeit ruft derselbe unter dem Beifall seiner Fachgenossen eine Schar von Bemühungen auf (Staat, Vereine, Einzelne) und zwar: „Kampf gegen die Trunksucht, richtige Besteuerung, d. h. Nichtbesteuerung der notwendigen Lebensbedürfnisse, Hygiene der Wohnhäuser, der Schulen und Fabriken, Fixierung der Zahl der Arbeitsstunden in den letzteren, Herabsetzung der geschraubten Anforderungen der modernen Schule,

rationellere Methode des Unterrichts, Aufnahme der Volksgesundheitslehre in den Lehrplan, Hinaufsetzung des Altersminimums, besonders beim weiblichen Geschlecht, von welchem an die Studien des Gymnasiums, Mädchenlyceums beginnen dürfen, Regelung des Lohnverhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern." Alles das wäre Wirken im Sinne Christi, aber mit den Mitteln moderner Wissenschaft, die zum Teil die Übelstände auch allein feststellen konnte, allein ausführbar, nicht mit schönem Enthusiasmus, der Vorstellungsweisen über Natur und Menschenwelt folgt, welche nicht mehr haltbar sind.

Es ist zu erwarten, daß mit Verbreitung realwissenschaftlicher Bildung (S. 78), d. h. solcher, die Verifikation nicht vernachlässigt, die Gotteslehre von der Kant-Rousseauschen beweglichen Wunschstütze (désire toujours que Dieu soit et tu n'en douteras jamais, ist ein Ausspruch Rousseaus) auf die feste Grundlage der Naturerkenntnis und der mit Naturwissenschaft verbundenen Psychologie (S. 44 bis S. 63) gestellt wird, und daß gegen Kant wieder der Ausspruch Leibnizens in sein Recht trete, der mit Bezug auf Unsterblichkeit, die er lehrte, doch schrieb: j'avoue que notre intérêt n'est pas la règle de la vérité. Diese wissenschaftliche Religion wird uns der übrigen Menschheit nähern, bei der wir stets den Argwohn erwecken, sie nicht nur mit unserer Kultur heben, sondern auch mit unserer Religion knechten zu wollen, während ihr Gefühl, daß gerade hier Freiheit sein müsse, ein richtiges ist. Freilich sind die fremden Religionen nicht wahr im wissenschaftlichen Sinne von Wahr, aber unsere bedarf in dieser Hinsicht auch Abwandlungen; eben darum kann hier ein Gefühl unparteiischer Beurteilung und vielfach der Wertschätzung statt haben, und zugleich eröffnet sich in den realen Wissenschaften als der Grundlage auch für das moralische und eventuell religiöse Leben der Menschheit ein Boden, auf dem alle stehen können und arbeiten auf ihm von ihren besonderen Verhältnissen aus. Reale Wissenschaft kann jedermanns Sache werden und eben darum mehr als alles ein Band des Friedens um die Erde schlingen.

Hofbuchdruckerei Carl Liebich, Stuttgart.

Vögl